Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 94 (1949)
Heft: 50

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

Beilagen — 6mal jährlich: Das Jugendbuch, Pestalozzianum, Zeichnen und Gestalten
2mal monatlich: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich

94. Jahrgang Nr. 50 16. Dezember 1949 Erscheint jeden Freitag Redaktion: Beckenhofstr. 31 Postfach Zürich 35 Telephon (051) 28 08 95
Administration: Stauffacherquai 36 Postfach Hauptpost Telephon (051) 23 77 44 Postcheck VIII 889

*Inhalt: Hauptthema: Sprachunterricht — Der Begriff des Stils im Sprachunterricht der Volksschule — Uralte Reformvorschläge — Am Rande der Schulgrammatik — Königin Grammatik und ihr unbotmässiger Vasall — Tells Apfelschuss — Einige Rechtschreibeübungen — Nachrichtenteil: Die Anmeldungen für die auf nächstes Frühjahr zu besetzenden Lehrstellen in der Stadt Zürich — Kantonale Schulnachrichten: Aargau, Baselland, St. Gallen — Unsere Auslandschweizerschulen — † Otto Bresin, Küsnacht-Zürich — SLV — Bücherschau — **Das Jugendbuch Nr. 6***

Der Begriff des Stils im Sprachunterricht der Volksschule

«Es genügt noch nicht, um einander zu verstehen, dass man dieselben Worte gebraucht; man muss dieselben Worte auch für dieselbe Gattung innerer Erlebnisse gebrauchen, man muss zuletzt seine Erfahrungen miteinander gemein haben.»

Wie zutreffend diese Bemerkung Nietzsches ist, wird durch die gegenwärtige weltpolitische Diskussion bewiesen, wo sogar mit begrifflich einigermassen festen Wörtern, wie «Demokratie», «Souveränität», «Toleranz» und andern mehr, sehr unterschiedliche Wirklichkeiten bezeichnet werden. — Weniger auffallend, weil weniger schwerwiegend, aber ebenfalls an der Tagesordnung sind die Auffassungsunterschiede, welche zwischen Kindern und Erwachsenen bestehen können, auch wenn sie dasselbe sagen.

Der Sprachphilosoph Fritz Mauthner erzählt eine in dieser Hinsicht beispielhafte Anekdote: Eltern hatten ihren Kindern eine Reise versprochen. Alle freuten sich darauf. Als man ihnen dann in ferner Gegend Bäche und Berge zeigten, klagte der Jüngste arg enttäuscht: «Aber, Vater, wann kommt jetzt die Reise?»

Gleichartige Missverständnisse ereignen sich auch in der Schule. Nicht nur beim Hersagen des Katechismus plappern die Kinder oft Wörter und Sätze, deren Sinn ihrem Verständnis unzugänglich ist, oder die sie zwar mit bestimmten aber falschen Vorstellungen verbinden. So referierte mir einmal eine Sekundarschülerin sehr buchkundig und gewandt über das Schreckensregime während der Französischen Revolution, doch so, wie wenn sie von einem Jahrmarktsbetrieb zu berichten hätte; der tragische Gehalt der Ereignisse, von denen sie so zungenfertig sprach, war ihr offenbar nicht bewusst geworden. Und ein Mittelschüler gab im Familienkreis sein neuerworbenes Wissen über Erblichkeit zum besten, wobei er mit wissenschaftlichen Fachausdrücken ein Hirngespinst von Theorie entwickelte; sein reiches Wortwissen war ohne allen Erkenntniswert geblieben.

Wie ist solches möglich? Der Psychologe William Stern hat festgestellt, dass das Wort- und Phrasengedächtnis sich zum Teil unabhängig von Sachbeziehungen und den Erfahrungen vorauseilend entwickelt. Darum verblüffen Kinder immer wieder durch naseweise Aussprüche oder wüste Redensarten, hinter denen aber selten ein reales Wissen steht, sondern bloss eine assoziative Leistung. Man muss annehmen, dass die Klangkörper der Rede für die Kinder eine selbständige sinnliche Wirklichkeit haben, unabhängig von der verstandesmässigen Bedeutung. Eindrücklich kommt dies zur Geltung, wenn man beim wiederholten Erzählen eines Märchens einzelne Ausdrücke oder sogar sinnlose Silbenkompositionen wie Zaubersprüche weglässt oder durch andere ersetzt. Aufmerksame Kinder werden unfehlbar verlangen, dass man den ursprünglichen Wortlaut wieder herstelle.

Es gibt ferner eine Magie der Sprache, die Bewusstseinsinhalte hervorzuzaubern vermag, die unter Umständen stärker auf die Phantasie und auf das Tun und Lassen der Leute einwirken als empirische Tatsachen. Märchen, (religiöse) Gleichnisse, Dichtungen machen dies jedermann deutlich. Alle Inhalte des kollektiven Unbewussten können mittels der Sprache wachgerufen und wirksam gemacht werden. So fürchtet man sich vor dem Wolf, den man nie gesehen hat, vor Gespenstern, vor dem Jüngsten Gericht, man vertraut dem Schutzengel, man träumt vom Goldenen Zeitalter.

In solchen sinnlich-assoziativen und prälogischen Wirkzusammenhängen des Sprachlebens ist das Schulkind noch in hohem Masse befangen. Darum ist die Sprachschulung nicht nur ein philologisches sondern auch ein psychologisches Problem. — «Hätte ein Kind den Sprachschatz seines ganzen Volkes auswendig gelernt, es könnte damit doch nicht über den Horizont seiner Kinderstube hinausdenken», schreibt Mauthner sehr richtig.

Das Kind schwimmt mit im gewaltigen Strom des Geschehens. Sein Wesen selber ist noch fliessend, und sein Sprechen ist weit mehr eine Begleitmusik zum Erleben als Ausdruck eines abstrahierenden begrifflichen Nachgestaltens der Wirklichkeit. Was es sagt, hat im allgemeinen nur kundgebende und hinweisende Funktion, nicht eine feststellende und darstellende. Es steht noch nicht über den Dingen und Ereignissen, wie der Erwachsene, welcher das Ufer gewonnen hat und von dort aus überschauend das Brauchbare und Beständige zu erkennen und das Wesentliche an sich zu ziehen vermag.

Dieses grundverschiedene Verhältnis zur Wirklichkeit wird in unserer (extravertierten) Schule nur deshalb selten bemerkt, weil der Unterricht in der Regel auf das verstandesmässige, denkerische Erfassen des Gegenständlichen eingestellt ist und nur darüber sprachliche Äusserungen verlangt oder zulässt. Aber auch da würde man sich täuschen, wollte man die unterschiedlichen darstellerischen Leistungen der Schüler verschiedener Stufen lediglich als bedingt durch ein Mehr oder Weniger an schriftsprachlichem Können begreifen. Sowohl inhaltlich als formal sind die stufenspezifischen Stilmerkmale in erster Linie durch die eigentümliche Apperzeption der verschiedenen Altersklassen bestimmt, was Schröbler, Meumann und andere nachgewiesen haben.

Der Sprachunterricht in der Volksschule muss diese Sachverhalte gebührend berücksichtigen und die Aufgaben der aufeinander folgenden Stufen dementsprechend festlegen.

Bedenkt man das bisher Dargelegte in der didaktischen Situation, so erhebt sich die Frage, ob man die Zielbestimmung des muttersprachlichen Unterrichts nicht richtiger dem Verhältnis von Wahrheit und Sprache unterstelle statt irgendwelchen Vorstellungen von gutem Stil. Wahrheit und Sprache sind einander ursprünglich zugeordnet, und sie stehen in der menschlichen Gemeinschaft in zeitloser kulturzeugender Verbindung, während die Auffassungen über den guten Stil nicht nur von Generation zu Generation ändern (was für unser Anliegen wenig zu bedeuten hat), sondern auch von Schulhaus zu Schulhaus, von Klassenzimmer zu Klassenzimmer.

Alle Wahrheit ist immer und überall eine Wahrheit der Worte. Es gibt zwar auch eine unaussprechliche Gewissheit, die vom einzelnen Menschen als «wahr» empfunden wird; der Begriff der Wahrheit jedoch bezeichnet ein soziales Phänomen, das ausschliesslich in der Sprache manifest wird. Indem wir miteinander reden, versuchen wir, uns über die Wirklichkeit zu verständigen, das heisst Wahrheit zu finden. Worte und grammatische Formen sind dem menschlichen Geist Symbole für das Wirkliche und Wahre in den äussern und innern Anschauungen: für Dinge, Vorgänge und Zustände, für logische Beziehungen, Gedankengebilde, religiöse Gefühle. Sie werden gleichsinnig verstanden, so weit das gemeinsame Erleben reicht; aber sie werden auch darüber hinaus unbezweifelt für gültig = wahr gehalten. Wir nehmen sozusagen a priori jedes Wort als reelles Zeichen für ein Wirkliches und mithin als gültigen Ausdruck für eine Wahrheit. Nur darum ist es zum Beispiel möglich, einander — unter Missbrauch der Sprache — zu belügen und zu betrügen.

Im Alltag sind wir in der Regel bereit, auf Wahrheit zu erkennen, wenn mit denselben Worten und Redewendungen erfahrungsgemäss auf dieselben Erscheinungen oder Zusammenhänge eindeutig Bezug genommen wird. — Solches Bezugnehmen kann allerdings auch gegenüber konventionellen Irrtümern geschehen, und wie weit die mit den objektiven Sprachzeichen verbundenen subjektiven Vorstellungen im Bewusstsein der verschiedenen Sprachgenossen einander «an sich» gleich seien, können wir nie wissen sondern nur vermuten. — Doch praktisch ist das Wesen der Sprache von der Idee der Wahrheit nicht zu trennen. Es erweist sich auch jede Sprachgemeinschaft als Hüterin grundlegender gemeinsamer Wahrheiten. Sie zwingt ihre Teilhaber, mindestens das gegenständlich Gegebene innerhalb enger Grenzen einheitlich aufzufassen und zu bedenken, ja sogar gleichartig zu deuten. Sie ermöglicht dadurch, die individuellen Bewusstseinsinhalte miteinander zu vergleichen und kritisch auf das objektiv Wirkliche zu beziehen. Streng und systematisch geschieht dies in der wissenschaftlichen Diskussion. Aber auch der elementare muttersprachliche Unterricht ist grundsätzlich und tatsächlich auf diese Möglichkeit auszurichten; denn alles rechte Auffassen und Verstehen, alles rechte Denken und Urteilen ist letzten Endes auf ein eindeutig arbeitendes Sprachvermögen angewiesen.

Vielleicht möchte jemand einwenden, all zu grosse Mühe lohne sich hier nicht, da es unserem endlichen Geist nicht beschieden sei, die Identität von Gedanke und Sein herzustellen. — Gewiss, unsre Wahrheiten sind lediglich menschliche, nur relative Wahrheiten. Aber als solche sind sie eine conditio sine qua non unserer irdischen Lebensgemeinschaften. Ihren Ursprung und ihre Heimat haben sie zwar im Bewusstsein von Einzelwesen; ihr hauptsächliches Kriterium jedoch ist die Übereinstimmung eines mehrfach ausgesprochenen Befundes mit einer interindividuellen Erfahrung. Darum hat die sprachliche Schulung im Raume des gemeinsamen Lebens zu erfolgen und darin höchste Klarheit anzustreben. — Wo sich das Ausgesprochene von der nachprüfbaren gegenständlichen Wahrnehmung entfernt, zum Beispiel im religiösen und spekulativen Denken, ist es immer schwierig, Wahrheit und Lüge, Irrtum und Betrug zu unterscheiden. Indessen beweist die Tatsache, dass jeder Prophet vorgibt, die reine Wahrheit = das eigentlich Wirkliche zu verkünden, dass jeder Philosoph versucht, ein eigentlich Wirkliches = eine reine Wahrheit in Worte zu fassen, wie überragend deren Ansehen in jeder menschlichen Gesellschaft ist. Sie ist das regulative Prinzip des geistigen Lebens, und der Muttersprache als ihrem Instrument gebührt die sorgsamste Pflege durch eine verantwortungsbewusste Pädagogik.

Der Wille, das ererbte Sprachgut selbständig als Mittel zur Wahrheitsfindung zu gebrauchen, ist dem Menschen nicht angeboren; er muss ihm anerzogen werden. Der natürliche Gebrauch der sprachlichen Mittel begnügt sich mit ungefähren, meistens nur kundgebenden und hinweisenden Äusserungen. Besonders dem Kind, das dem kollektiven Fühlen, Denken und Sichverstehen noch unmittelbar verbunden lebt, sind allgemeinste Wörter und Wendungen lieb. Differenziert, das heisst genau, klar und ausführlich darzustellen ist ein Ideal, das selbst unter Gebildeten nur wenige zu verwirklichen suchen. Aber unser Sprachunterricht ist ihm verpflichtet, weil unsere Schule dem Wahren als dem tragenden Grund des Schönen und des Guten verpflichtet ist.

Die Ausbildung des Volksschülers erstrebt also ein hohes Ziel: Sie will erreichen, dass jede seiner absichtlichen Aussagen sowohl subjektiv wahrhaftig sei als auch objektiv Wahrheit wiedergebe. — Von diesem Grundsatz ist der didaktisch einwandfreie Stilbegriff abzuleiten.

Unser erstes und wichtigstes Kriterium den Stil einer Schülerleistung betreffend frägt dementsprechend nach der Echtheit des Ausdruckes, mithin nach einer ethischen und nicht nach einer ästhetischen Normgemässheit. — Auf subjektive Wahrhaftigkeit ist zu erkennen, wenn die Denkoffenbarung im Wort übereinstimmt mit den alters- und persongemässen Erfahrungen und Anschauungen des Kindes. Diese sind nicht immer identisch mit dem, was es mittels seines aktiv verfügbaren Besitzes an schriftsprachlichen Symbolen auszusagen vermag. In den ersten Schuljahren genügt sein Können nicht oder nur ausnahmsweise, um dem Erlebten die rechten Worte zu leihen, während in den obern Klassen manche Schüler mit mehr Ausdrucksmitteln arbeiten als es ihre geistigen Gehalte eigentlich zuliessen. Im ersten Fall bedauern wir das Radebrechen, im zweiten die Phrasendrescherei. — Wahrhaftigkeit, das heisst Echtheit des Stils zu erreichen, ist vor allem eine erzieherische Aufgabe. Jedes Fach hat ihr zu dienen. Sie verlangt vom Lehrer unter anderm, dass er nicht Themen zur

sprachlichen Bewältigung aufgebe, die inhaltlich oder formal hoch über der Leistungsfähigkeit seiner Schüler liegen.

Unser zweites Kriterium prüft den Gehalt an objektiver Wahrheit, das ist das Ausmass des eindeutigen und differenzierten Bezogenseins der verwendeten sprachlichen Symbole auf die gemeinten Sachverhalte. Hierauf ist die Hauptarbeit der systematischen Stilschulung ausgerichtet. Ihre Ziele sind übereinstimmend mit der geistigen Entwicklung und dem allgemeinen Bildungsauftrag so aufzustellen, dass Ausdrucks- und Darstellungsweise zusammen mit der Weltinnewerdung und der Selbstentfaltung ausgebildet werden. Die entsprechende didaktische Regel lautet: Wortgebrauch und Satzbildung sind für die mündliche wie für die schriftliche Mitteilung in Sachzusammenhängen und produktiven Denkakten zu pflegen. Wiederum gilt dies für alle Fachgebiete. In einem jeden ist vom Schüler zu verlangen, dass er sich so genau und klar wie möglich äussere. — Mehr als das Lesen und Reden *über* irgendwelche wenn auch noch so bedeutende Kulturgüter, fördert das Reden und Schreiben *von* den eigenen Lebensinhalten die selbständige Sprachfertigkeit der Kinder.

Ein drittes Kriterium des Stils frägt nach der Eigenart und Kraft des persönlichen Gestaltens im Sinne einer ästhetischen Normgemässheit. Es hat für die Entfaltung und Beurteilung von sprachlichen Leistungen der Volksschüler keine allgemeine Geltung. Künstlerisches Schaffen verlangt eine Lebensreife und vollkommene Kenntnis der Mittel, auch eine restlose Hingabe an die Sprache als dem Organon des Geistes, wie wir sie von Kindern nicht erwarten dürfen. So sehr wir originelle und gefällige Äusserungen schätzen, fördern und gern entgegennehmen, dürfen wir Originalität und Gefälligkeit doch nicht zu Zielen des Sprachunterrichts machen. Wo es geschieht, auch wo ein Lehrer den Stil eines Dichters oder gar nur seinen eigenen zum Vorbild und Mass erklärt, werden die Schüler um ihre eigenen und eigentlichen Möglichkeiten der Entwicklung betrogen.

Eine pädagogische Betrachtung über die Geltung des Stilbegriffs im muttersprachlichen Unterricht der Volksschule ergibt also den Vorrang des Verhältnisses von Sprache und Wahrheit gegenüber allen bloss ästhetisch bedingten Ansprüchen an den Stil.

Der didaktisch allein zu verantwortende Weg der schriftsprachlichen Ausbildung führt von der subjektiven über die objektive zur persönlichen Ausdrucksform, wobei die letztgenannte nur durch Stilübungen jenseits aller Schularbeit von begabten Jugendlichen und Erwachsenen zu erreichen ist.

Walter Furrer

Uralte Reformvorschläge

In seinen «*Vorschlägen von Verbesserung des Schulwesens*» hat schon *Johann Matthias Gesner* (1691—1761) in Göttingen verlangt, dass das Sprachenlernen nicht von der Grammatik ausgehe, denn «*unsere ganze Natur ist von dem Schöpfer so eingerichtet, dass unsere Erkenntnis nicht von allgemeinen und abgezogenen Sätzen, sondern von einzelnen und die Sinne unmittelbar rührenden Dingen anfängt und entsteht*». Er hat daraus den Schluss gezogen, den Anfang des Erlernens der fremden Sprachen «*mehr nach der sogenannten Routine und dem Gebrauch selbst als mühsamer Erlernung der Grammatik zu betreiben*».

**

Am Rande der Schulgrammatik

Die nachfolgenden Ausführungen wurden mit freundlicher Erlaubnis des Redaktors dem «*Sprachspiegel*», den «*Mitteilungen des deutschschweizerischen Sprachvereins*» *) entnommen. Wie sich aus der Einleitung ergibt, stammen die Beispiele aus einem Vortrag von Prof. Dr. Karl Schmid, die Ausführungen dazu von *Dr. August Steiger*, dem Schriftleiter des «Sprachspiegels», und Obmann der Geschäftsleitung des *Deutschschweizerischen Sprachvereins* in Küsnacht (Zürich).

Unter diesem Titel hielt unser geschätztes Mitglied Prof. Dr. Karl Schmid an der letzten Jahresversammlung einen Vortrag oder eine Plauderei, wie er es bescheiden nannte. Er hatte die Arbeit nicht niedergeschrieben, sondern sprach frei an Hand von Beispielen aus dem Briefwechsel von Schiller und Goethe. Er hat uns diese Beispiele wohlgeordnet zur freien Verfügung gestellt.

Es sei versucht, an ihrer Hand zu zeigen, dass das Verhältnis der Schulregel zum Sprachgebrauch der Klassiker nicht ganz so einfach ist, wie wir meistens glauben, dass sich die Schriftsteller, die als unsere Muster gelten, Freiheiten erlaubt und, grob gesagt, manchmal «Fehler» begangen haben, die man heute einem Primarschüler nicht mehr verzeiht. Sehen wir uns die Beispiele einmal an, von uns aus.

Zur Wortlehre. Schiller schreibt seinem Freunde, er habe für die nächste Nummer seiner Zeitschrift noch «keine glänzende» Aussichten, und ein andermal, Therese (im «Wilhelm Meister») erhebe sich über «alle jene bornierte» Naturen; Goethe bittet Schiller um Verzeihung dafür, dass er «die auf Italien sich beziehende» Bücher noch nicht geschickt habe. So sagte man vor 150 Jahren auch noch: «Alle gute (neben ‚guten') Geister». Seither hat sich der Sprachgebrauch nach «keine, alle» zugunsten der schwachen Formen durchgesetzt; wir sagen: «keine glänzenden Aussichten», «alle jene bornierten Naturen», «die sich beziehenden Bücher», und man darf sich nicht mehr auf Goethe und Schiller berufen, die hätten es «auch so gemacht». So durfte auch Schiller ein Gedicht mit der Anrede beginnen: «Lieben Freunde!», was wir heute einfach als falsch empfinden würden. Schiller wünschte die «Xenien» als «ein eigenes Ganze» herauszugeben, weil sie so «ein gewisses Ganzes» vorstellen würden. Ob er dabei absichtlich wechselte oder unbewusst aus Unsicherheit, wird schwer festzustellen sein. — Man hat schon den Untergang des Wesfalls prophezeit; er soll mit «von» umschrieben werden, wie es in den Mundarten und in der hochdeutschen Umgangssprache schon vielfach geschieht. Das kommt auch schon bei Schiller vor, wenn er schreibt: «Das gehört zu Ihrer poetischen Individualität, und in den Grenzen *von dieser* müssen Sie ja bleiben!» Mit dem Wesfall hätte er sagen können: «... in den Grenzen dieser» oder dann besser «in ihren» oder «deren Grenzen». Gewisse Leute würden auch schreiben: «in den Grenzen derselben». Goethe sah beim Bildhauer Dannecker das Gipsmodell «eines Kopfes vom gegenwärtigen Herzog» — hier wollte er wohl den hässlichen Gleichklang «des Kopfes des Herzogs» vermeiden; das hätte er aber auch tun können durch die Umstellung «Das Gipsmodell vom Kopfe des Herzogs». In einer Abhandlung hätte er das wohl verbessert, in einem persönlichen Briefe liess er es stehen. — Merkwürdig frei ging man

* Nr. 7 1949; Druck und Versand Hans Gafner, Wildbachstrasse 42, Zürich 8.

damals noch um mit dem Mittelwort der Gegenwart: Schiller wünscht Goethe Stimmung «zu dem in petto habenden Gedicht» (wie auch Goethes Werther sich Pistolen entlehnt «zu einer vorhabenden Reise»). Das empfinden wir heute als unmöglich. — Schiller hat wohl lateinisch «nos = wir» richtig deklinieren gelernt: «(Miserere) nostri», beugt aber deutsches «wir» falsch zu «unserer» statt «(Erbarme dich) unser». Das kommt heute noch vor, aber viele empfinden es doch schon als falsch. Wenn aber Goethe «Ueberbringer» schwach beugt («Befehlen Sie Ueberbringern», «Ich grüsse Sie schönstens durch Ueberbringern»), so erlaubt er sich das doch wohl nur in einem Briefe an einen vertrauten Freund und in bewusstem Scherz aus Bequemlichkeit (nach dem Muster «Muttern»), um sich das Geschlechtswort zu ersparen.

Nach «voll» stand früher immer der Wesfall (so bei Luther: «voll süsses Weines»), aber schon im 18. Jahrhundert drangen daneben die Formen «voll von» oder der blosse Wemfall ein (Wieland: «voll ziemlich saurem Wein»); heute noch sind alle drei Formen erlaubt; aber wenn Goethe schreibt, das neue Buch der Frau v. Staël sei «voll geistreichen, zarten und kühnen Bemerkungen», würden wir doch eher den Wesfall erwarten. — «Hängen» für «hangen», «frägt» für «fragt» kommt auch schon bei unsern Klassikern vor; das erste ist unterdessen weiter vorgedrungen als das zweite. — Man unterschied bis ins 18. Jahrhundert das zielende («transitive») schwache «verderben» für «zugrunde richten» von dem ziellosen starken «verderben» = «zugrunde gehen». Schiller schreibt noch richtig: «Der Zorn verderbt (nicht: verdirbt) das Beste», aber für das Mittelwort braucht er doch die starke Form: «Der Vormittag wurde mir verdorben», die auch wir jetzt immer gebrauchen, wenn nicht jemand als «moralisch verderbt» bezeichnet werden soll. Schon Goethe kann nicht mehr unterscheiden zwischen zielendem schwachem «schmelzen» (er schmelzt, er schmelzte) und ziellosem starkem «schmelzen» (er schmilzt, er schmolz) und schreibt, die Masse von Phänomenen sei so gross, «wenn man sie ... nicht mutwillig verschmilzt». Ueber diese Unterscheidung herrscht heute noch ziemlich grosse Unklarheit. — Den Widerspruch zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht hat er zugunsten des ersten entschieden: «Die Fräulein, die ich soeben fragen lasse, will es ... vermieten». Das erlauben wir uns heute fast nur in der Mundart: «D' Fräulein» (oder lautgetreu: «Pfräulein, Pfräuli»); doch sagt die Sprachlehre Sütterlins (1910), dass Formen wie «die Fräulein Meyer» und «Ihre Fräulein Tochter» heute wieder mehr und mehr aufkämen.

Zur Satzlehre.

Wenn sich Schiller wundert, «was i h m (Humboldt) ankam», so wundern wir uns, was Schiller ankam, als er «ihm» schrieb statt «ihn», aber dieser merkwürdige Wemfall kam hie und da vor. — Dass der «grammatische Selbstmord», d. h. die Unterdrückung des «ich», im Zeitalter des Absolutismus auch bei den Klassikern üblich war (Schiller: «Die erste Lieferung habe heute abgesendet»), wundert uns dagegen nicht, ist aber auch kein Grund, ihn heute noch nachzumachen; er blüht doch wohl nur noch bei ganz rückständigen Kaufleuten. Die heute in allen Handelsschulen bekämpfte Umstellung («Inversion) nach «und» (den «Satzdreh» nennt sie Engel) kommt in diesen Briefen natürlich auch vor: «Die Xenien nehmen sich ... sehr gut aus, und wird diese ernste Gesellschaft gewiss auch gut aufgenommen werden.» (Goethe). Man mag dahinter manchmal eine stilistische Feinheit finden — wenn man wacker sucht, aber heute entschädigt sie unser geregelteres Sprachgefühl nicht mehr für die Verletzung. — Die Wendung «um zu» dient dazu, die Angabe einer Absicht, eines Zweckes einzuleiten: «Ich trat in den Laden, um ein Paar Schuhe zu kaufen.» Heute wird sie aber vielfach missbraucht, um überhaupt eine Weiterentwicklung und den Abschluss einer Tätigkeit anzugeben, auch wenn keine oder sogar die gegenteilige Absicht herrscht: «Wir schieden als gute Freunde, um uns nie wiederzusehen.» Man kann aber nicht als alter Mann mit einer Rückfahrkarte wieder einmal die alte Heimat besuchen, «um dort zu sterben», wie es etwa in einem Nachruf heisst. Aber schon Gellert schrieb: «Marianne erholte sich aus der Ohnmacht, um in die andere zu fallen.» Und Goethe bezieht den «verkürzten Nebensatz» auf das falsche Wort, wenn er schreibt: «Da ich heute früh eine Gesellschaft erwarte, um Meyers Arbeiten zu sehen, ...»; denn die Gesellschaft will sie sehen, nicht der Schreiber selbst. Und die bis zur allzu höchsten Stufe getriebene Verwendung, die wir aus der Redensart kennen: «Das ist zu schön, um wahr zu sein» (man stelle sich das vor!), findet sich bei Schiller, wo er von einem schlechten Dichter schreibt, er halte sich «für zu original, um auf das Metrum den nötigen Fleiss zu legen». Besser wäre in solchen Fällen statt der bequemen Nennform mit «um zu» ein Nebensatz: «..., als dass er ... legte». Auch andere offenbar falsche Verbindungen kommen bei den hohen Herren vor. Eine gewisse Stimmung ist Goethen «*um so auffallender, weil* er sie seit langem nicht mehr empfunden hat»; aber nach «um so» kann man nur sagen «als», oder dann sagt man einfach, sie sei ihm *darum* so stark aufgefallen, weil ... — Geradezu mundartlich oder umgangssprachlich mutet es uns an, wenn wir bei Goethe lesen: «Keinen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht» — also doppelte Verneinung wie in «Nichts Gewisses weiss man nicht». — Fast schweizerdeutsch berührt uns: «So ein wichtig Phänomen» oder «mit so einem schönen Talent» (Goethe) für «ein so». — Eine wichtige Aufgabe der Volksschule ist es, den Kindern beizubringen, dass man nicht «auf Zürich» reist, sondern «nach Zürich». Aber Goethe schreibt in ein und demselben Satze beides: er gehe «nach Leipzig» und ... (drei Zeilen weiter) «auf Dessau». Von seiner dritten Schweizer Reise erzählt er, sie seien von Richterswil «auf Einsiedeln» und von da «auf Schwyz und Brunnen» gefahren, von Flüelen «nach Altdorf» gezogen, auf der Heimreise «auf Horgen» gewandert und von da wieder «nach Stäfa» geschifft. (Heute hat dieses «nach» bereits unser Schweizerdeutsch erobert!)

*

Was sollen wir von diesen «Klassikern» halten? Was beweisen uns diese Beispiele? — Einmal das, dass die Grammatik keine Mathematik ist, die Sprachlehre nicht nur ein anderes «Fach» als das Einmaleins, sondern in ihrem ganzen Wesen etwas ganz anderes. Die Gesetze der Mathematik sind ewig und übermenschlich, die der Grammatik menschlich und vergänglich. Wie schon einmal gesagt: 7 × 8 haben schon vor Jahrtausenden 56 ergeben und werden nach Jahrtausenden

soviel ergeben, aber Laut-, Wort- und Satzformen ändern sich im Laufe der Zeit, die einen rascher, die andern langsamer. Grimm bemerkt, dass wir das Vorwort «auf» oft im Sinne von «nach» und mit diesem abwechselnd verwenden; «nach» sei «heute gewöhnlicher, ohne dass ‚auf' darum ein Fehler ist». Aber das steht im 1. Bande, der die Jahreszahl 1854 trägt, und wenn heute ein Schüler schreibt, er sei «auf Bern» gefahren, so ist es einfach die Pflicht des Lehrers, ihm das als Fehler anzustreichen. Sollte sich der Schüler — was er schwerlich tun wird — auf Goethe berufen, darf man ihm ruhig und bestimmt sagen, das sei 150 Jahre her, und heute sage man in gut sein sollendem Schriftdeutsch nun einmal «nach» und nicht «auf». Ob es dabei bleibe, müssen wir der Zukunft überlassen. Mit der Zeit wird die Sprache in ihren Formen immer fester geregelt, aber bändigen lässt sie sich nicht, auch nicht von einer Sprachakademie, und eine solche hat das Deutsche auch nie gehabt. Gegenüber der heute häufigen Klage über die «Verwahrlosung der Sprache» ist denn doch zu sagen: Man begeht gewiss heute Fehler und Geschmacklosigkeiten, die man früher nicht begangen hat; aber es wäre einmal zu untersuchen, ob man dafür früher nicht *andere* Fehler und Geschmacklosigkeiten begangen habe. Und wie unsere Beispiele zeigen, kamen viele der heutigen schon zur Klassikerzeit, ja bei den Klassikern selber vor. Welcher Deutschlehrer würde die Stellen nicht anstreichen: «Sein sonstiger Ernst und Trockenheit», «gegen seine Gesinnungen und Willen», «jeden Tag und Stunde»? Oder würde er die Verbindung nicht anfechten in den Sätzen: «Ich erinnere mich einer Auktion, der ich von Anfang bis zu Ende beiwohnte und ... manches erstand», oder «Blumen, welche er sorglich einschaltete und das Ganze nach und nach ... zusammenbildete»? Und doch steht das alles bei Goethe, und zwar nicht in den Briefen, sondern in «Dichtung und Wahrheit». Das Sprachgefühl mag sich auf einigen Feldern vergröbert haben, auf andern aber hat es sich verfeinert.

Unsere Klassiker können als «mildernden Umstand» für ihre «Fehler» auch die Tatsache anführen, dass sie nie einen planmässigen Unterricht in deutscher Sprachlehre genossen haben, wie ihn heute jeder Volksschüler im hintersten Bergdorf geniesst. Das gab es damals noch gar nicht! Sie stehen zeitlich knapp vor dem Anfang, also noch ganz am «Rande der Schulgrammatik». Sie haben wohl lateinisch dekliniert und konjugiert und kompariert, aber nie deutsch. Und haben trotzdem noch ganz ordentlich geschrieben! Heute haben wir andere, festere, gesichertere Zustände. Und das ist gut so. Die «dichterische Freiheit» wollen wir den Dichtern überlassen und nicht den Schülern. Es ist für unsere Jugend eine Wohltat, wenn ihr feste Formen eingeprägt werden. Man versteht sich besser, wenn man weiss, wie es gemeint ist, wenn man weniger abgelenkt wird durch Abweichungen von dem, was man selber gewohnt ist. Man wird weniger gequält von der Frage: «Was ist da eigentlich richtig?» Es ist eine Wohltat, wenn man sicher weiss, dass die Formen von «tragen» heissen «trägt, trug, getragen», von sagen «sagt, sagte, gesagt». Bei «fragen» aber ist Unsicherheit eingetreten: «frägt» oder «fragt»? «frug» oder «fragte»? (Nur dass es heisst «gefragt» und nicht «gefragen», wie die «Frägt-Frug-Leute» eigentlich sagen sollten, das sitzt noch fest.) Solche Schwankungen und Doppelspurigkeiten erregen immer wieder Zweifel, Unruhe und Ablenkung, die sich gar nicht lohnen; denn schliesslich tun auch die falschen Formen ihren Dienst; «es geht auch so». Daneben aber gibt es doch Fälle, die man ohne Gnade und Barmherzigkeit als falsch bezeichnen und bekämpfen muss, auch wenn «beste» Zeitungen sie häufig bringen. Bei aller Duldsamkeit gegen mundartliche Abweichungen von der allgemeinen Regel, die gerade wir Deutschschweizer fordern dürfen und mit Erfolg gefordert haben, heisst der Wenfall zu «man» nun einmal «einen», und es ärgert einen, wenn einer dafür sagt «einem». Das Missliche an der Sache ist, dass man es den einzelnen Fällen nicht ansieht, ob sie zu den *grund*falschen Formen gehören, wo die *Regel* unerbittlich ist, oder zu den nur «*verhältnismässig*» falschen, wo man eine gewisse *Freiheit oder Milde* walten lassen kann. «Ihr hängt» muss man heute neben «ihr hangt» durchaus gelten lassen; aber — so ähnlich die Lage zu sein scheint — «ihr fängt» für «ihr fangt» ist einfach falsch. In welchem Masse man dem Schüler in der Schulgrammatik die Regel bewusst macht oder sie auf dem Wege über gute Schriftsteller, ihm unbewusst, beibringt, ist eine Frage für sich.

Zu den zeitlichen Unterschieden kommen, wie schon angedeutet, noch die landschaftlichen. Es hat für die deutsche Sprache nie einen dauernden geistigen und damit sprachlichen Mittelpunkt gegeben, wie ihn das Französische in Paris hatte. Der norddeutsche Leser vermisst nichts, wenn er in einem Briefe Storms liest: «Man sagte mir, meine Sachen seien in Gotha noch neulich in einem Kränzchen vorgelesen»; wir übrigen Deutschsprachigen würden unbedingt beifügen «worden», und wir können nur hoffen, diese norddeutsche Nachlässigkeit verbreite sich nicht so stark wie der Verlust der Möglichkeitsform zum Beispiel im abhängigen Satz: «Frau J. fragte ihren Mann, ob er weiss, ...» (Sudermann).

Dann kommt es auch immer noch etwas darauf an, was man schreibt. In einer geschichtlichen Erzählung darf man sich mehr Altertümlichkeiten erlauben als in einem politischen Zeitungsartikel, in einem persönlichen Briefe mehr als in einem Werk für die Oeffentlichkeit. Daran ändert sich auch nichts, wenn die Briefe nachträglich gedruckt werden; es würde ihren Reiz vermindern, wollte man sie vorher noch «korrigieren»; das darf man höchstens in der Rechtschreibung.

Immerhin wird uns die Betrachtung der «Fehler» bei den Klassikern zur Milde stimmen auch der Gegenwart gegenüber und zu der Einsicht: Es ist alles «relativ». Es sind nicht alle Abweichungen von der Schulregel gleich schwer zu beurteilen, und der Lehrer sollte die Fehler, die er angestrichen hat, nicht bloss zählen, sondern auch *wägen*. Wenn der Schüler schreibt, der Hund habe «gebollen», sollte das nicht so schwer wiegen wie etwa in einem Brief die Anrede «An Herr Meyer», obschon beide Fehler ihren Ursprung in der Mundart haben. «Gebollen» war auch einmal richtig, noch für Lessing und Goethe, «an Herr» aber war es noch nie und widerspricht einem Hauptgesetz der hochdeutschen Schriftsprache: bei gewissen Wörtern den Wenfall durch die Endung -en oder -n auszudrücken.

Es gibt zwei Berufe, denen vor allem an einer *festen Regel* gelegen sein muss und denen die Freiheit oft Verlegenheit bereitet: den Beruf des Lehrers und besonders den des Druckers. Dem Lehrer erspart die Regel oft die lästige Frage des Schülers: «Sagt man so oder so?» Steht er *mitten* auf dem Boden der Sprach-

lehre, wird es ihm eine Genugtuung sein, wenn er fest und sicher antworten kann: «So sagt man!» Vom *Rande* der Schulgrammatik aus wird er oft antworten müssen: «Ich weiss es nicht; ich glaube, man kann beides sagen.» Vielleicht ist es ihm gleichgültig; vielleicht aber (und hoffentlich) wird es ihn doch etwas beunruhigen, wenigstens beschäftigen. Gar nicht gedient ist mit der Freiheit dem Schriftsetzer und seinem Korrektor. Schliesslich kann er sich ja auf sein «Manus»(-kript) berufen; aber es geht ihm einfach gegen sein Berufsbewusstsein, in der einen Zeitungsspalte «fragt» und in der andern «frägt» setzen oder stehenlassen zu müssen. Er will wissen, welches richtig ist und welches falsch, und wenn allenfalls beide richtig sind, welches das bessere und welches das weniger gute.

Aber wir sind nicht alle Schrift*setzer;* die meisten von uns sind Leser. Dem Schrift*steller,* wenn er es wirklich ist, werden wir eine gewisse Freiheit gewähren müssen — vom Rande der Schulgrammatik aus.

Prof. Dr. A. Steiger.

Königin Grammatik und ihr unbotmässiger Vasall

Mir sagt es nicht die Lehre,
Mir sagt's das Sprachgefühl;
Ihm gebe ich die Ehre,
Grammatik lässt mich kühl.

Schon bei Beginn meiner Lehrtätigkeit gehörte ich einem von Karl Killer gegründeten Lesezirkel fortschrittlicher Schulmänner an, der in seiner Blütezeit ein gutes Dutzend zum grössten Teil im Aargau wirkender Mitglieder zählte. Alle vierzehn Tage erhielt jeder Kollege von den abonnierten pädagogischen Zeitschriften einige Exemplare zugestellt, die er nach Ablauf der vereinbarten Frist an die nächste Adresse weiterleitete. Es handelte sich vornehmlich um Hefte deutschen Ursprungs, wie etwa die «Neuen Bahnen» und den «Roland». Mich zogen hauptsächlich jene Beiträge an, die darauf abzielten, das Deutschfach umzugestalten und zu erneuern. Der überlieferte, damals noch ausschliesslich auf der Mittelschule gepflegte gebundene Aufsatz hatte eben in jenen Jahren durch die Kampfschriften der Bremer und Hamburger Volksschullehrer einen nützlichen Stoss erlitten. Und nun galt das Streben der Reformer dem Wiederaufbau der schriftlichen Sprachübung auf natürlicher Grundlage. In diesem Zusammenhang wurde auch die herkömmliche Schulgrammatik einer scharfen Kritik unterzogen. Eines Tages begegnete ich einer Arbeit, deren Titel mir sofort in die Augen stach: Deutsche Sprachlehre im Geiste Pestalozzis. Ich habe mich seither schon oft gefragt, ob es meiner bürgerlichen Wohlgeborgenheit nicht dienlicher gewesen wäre, wenn mir diese unter der Flagge des vielgerühmten Kinder- und Menschenfreundes segelnde Verdammung des überlieferten Grammatikunterrichtes nie zu Gesicht gekommen wäre angesichts des Ungemachs, das mir aus meiner unter dem Einfluss jenes Aufsatzes zu keiner Zeit verheimlichten Abneigung gegen die offizielle Sprachlehre erwachsen ist, Angriffe und Verdächtigungen, die selbst in den jüngsten Tagen eine nicht zu unterschätzende Aufwärmung erfahren haben, die aber, weil im Grunde alles zum eigenen Besten geschieht, dazu beitragen werden, dass ich mich nicht zu früh befriedigt in ein Faulbett lege. Der Not gehorchend und damit den Geist Pestalozzis verleugnend, habe ich mich vergeblich bemüht, den von den Behörden und den Lehrplänen gewünschten Kompromiss zu verwirklichen: ein anonymes Gespenst begleitet mich auf Schritt und Tritt, den ausgestreckten Arm vorwurfsvoll auf mich gerichtet und die Worte flüsternd: Wehe, wehe, dieser rebellische Deutschlehrer treibt keine Grammatik!

Zum Lobe meiner eigenen muttersprachlichen Entwicklung, soweit sie von der Schule beeinflusst worden ist, muss ich bekennen, dass jene zwei Deutschlehrer, denen ich das meiste zu verdanken habe, der von mir verpönten Kategoriengrammatik keine entscheidende Bedeutung beimassen. Ich denke da in erster Linie an den spätern Rektor der Bezirksschule Baden, Josef Gyr, der zwar hie und da auch Sätze analysieren liess, aber in einer so milden, nachsichtigen und beiläufigen Weise, dass wir diese Übungen nicht ungerne betrieben. Als ich später als Kollege mit meinem ehemaligen Lehrer über Fachfragen sprach, erwies es sich, dass dieser Altphilologe und Germanist ganz durchdrungen war von den Auffassungen des bahnbrechenden Sprachforschers und Methodikers Rudolf Hildebrand, der sich in seinem Buche «Vom deutschen Sprachunterricht» «für ein Aufgeben des grammatischen Unterrichtes in systematischem Zusammenhang» einsetzte, aus dem Gefühl heraus, dass dies alte begriffliche Verfahren «das Verkehrteste ist, was es geben kann». Was die Haltung meines zweiten überragenden Deutschlehrers, J. A. Herzogs, betrifft, so erinnere ich mich nicht, dass er jemals, von den mittelhochdeutschen Stunden abgesehen, auf grammatische Fragen im Sinne der überlieferten Gepflogenheiten eingetreten wäre. Mein Unbehagen in diesem Punkte ist also frei von üblen Nach- und Rachegefühlen, die ihren Ursprung in schlechten Schulerfahrungen haben. Auf der andern Seite bin ich aber auch nie mit jenem Vorurteil hinsichtlich des Wertes und der Unentbehrlichkeit der Grammatik belastet worden, wie es fast naturnotwendig im Lateinunterricht unserer Gymnasien gezüchtet wird, wo sich in Herz und Hirn mancher Professoren und Schüler immer wieder die Meinung verankert, die Methoden, die sich bei der Erlernung einer toten Sprache bewährt haben, seien auch in der muttersprachlichen Belehrung unentbehrlich. Dieser Irrtum schleppt sich wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht fort; alle Anzeichen sprechen sogar dafür, dass er in diesen letzten Jahren geistiger Verarmung wieder an Boden gewonnen hat, was u. a. aus gewissen schriftlichen Aufgaben an Aufnahmeprüfungen höherer Schulen hervorgeht, von denen hier zwei angeführt werden sollen.

A. Bilde die Verbalformen von «fangen» nach folgenden Angaben:
   a) 2. Person Singular Präsens Konjunktiv Aktiv;
   b) 1. Person Plural Plusquamperfekt Konjunktiv Passiv.

B. Bestimme die Wortarten und Satzglieder des folgenden Satzes!
   Viele dieser Rekruten werden immer einfache Soldaten bleiben.
   Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.

Ich erlaube mir dazu die Frage aufzuwerfen, ob es unter den mit Spracherziehung vertrauten Lesern jemanden gibt, der glaubt, durch derart theoretische Aufgaben liessen sich Grad und Eigenart des Sprachgefühls und Sprachkönnens auch nur annähernd feststellen, was doch allein das Ziel einer Prüfung im Deutschen sein kann.

Weil ich aus langjähriger Erfahrung weiss, dass man den Meinungen eines einfachen Volksschullehrers, der weder Rang noch Titel hat, wenig Bedeutung beimisst,

sofern es sich darum handelt, auf liebgewonnene und in der Überlieferung verwurzelte Vorurteile zu verzichten, bleibt nichts anders übrig, als unsere grossen Dichter, Schriftsteller und Sprachgelehrten zu Hilfe zu rufen und an einigen ihrer Aussprüche zu zeigen, was die Meister der Prosa von jener Art Grammatik halten, wie sie auch noch in den jüngsten schweizerischen Sprachlehren ihren Niederschlag gefunden hat.

Da gilt es in erster Linie der Wirksamkeit Ottos von Greyerz zu gedenken, der wie kein zweiter einheimischer Schulmann seine Gelehrsamkeit und sein Künstlertum in den Dienst der Muttersprache stellte. Die folgenden Sätze sind aus seinem Werk «Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung» entnommen.

«Im Schlepptau des altsprachlichen Unterrichtes, der selber eine höchst anfechtbare Methode überlieferte, ist der Deutschunterricht Jahrhunderte lang einem falschen Kurs gefolgt und muss seinen eigenen suchen.»

«Man erkannte, dass eine gute Aussprache für den Sprachgebrauch im Leben notwendiger sei als eine noch so vollständige Beherrschung der Syntax.»

«In den Sprachen soll nicht die Grammatik, sondern der Autor, nicht die Sprachregel, sondern das Beispiel vorangehen.»

«Bestimmungen der Redeteile als Hauptaufgabe der Grammatik: Dabei ist es in den Köpfen vieler Lehrer bis auf den heutigen Tag geblieben. Ich wäre gewiss nicht der einzige, der Beispiele aus der Gegenwart anführen könnte, wie wohlmeinende Volksschullehrer ihre Schulkinder mit Definitionen von Verhältnis-, Umstands- und Bindewörtern langweilen, die kaum imstande sind, ein einfaches Lesestück sinngemäss vorzutragen oder einige Sätze fliessend nacheinander zu sprechen. So tief ist zur Zeit des Humanismus der antike Begriff von Grammatik in Fleisch und Blut des Lehrkörpers eingedrungen.»

Weniger bekannt dürfte sein, dass sich Jakob Grimm, der Begründer des grossen deutschen Wörterbuches und Herausgeber der Hausmärchen aufs schärfste gegen die Art und Weise ausgesprochen hat, wie die Sprache in der Schule grammatisch behandelt wird.

«Ich muss gleich vorweg nehmen, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren für verwerflich, ja für töricht halte.»

«Ich behaupte nichts anders, als dass dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört werde.»

«Frage man einen wahren Dichter, der über Stoff, Geist und Regel der Sprache gewiss ganz anders zu gebieten weiss, als Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen, was er aus Adelung gelernt habe, und ob er ihn nachgeschlagen.»

«Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrtum, so ist der Beweis schon geführt, welche Frucht sie in unsere Schulen bringen, und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstossen statt zu schliessen.»

In der Vorrede seiner «Deutschen Sprache der Gegenwart» bemerkt der Germanist Prof. Dr. Ludwig Sütterlin, «wie sehr die deutsche Sprachlehre auch heute noch von der lateinischen Sprache abhängt». 1916 äusserte er sich über das gleiche Thema folgendermassen:

«Darum erklärt die deutsche Sprachlehre im deutschen Satzbau meist nur das, was auch im Lateinischen vorhanden ist, und lässt alles unter den Tisch fallen, wofür Cicero kein Vorbild gibt. — Die vom Lateinunterricht überlieferte und noch fortdauernd beeinflusste Satzlehre ist also nicht bloss unvollständig, lückenhaft geblieben bis heute, sondern sie hat auch in der Schule selbst den Regeln gröblich ins Gesicht geschlagen, die die gleiche Schule im Logikunterricht bei der Behandlung der Einteilung als verbindlich und selbständig hinstellte.»

Prof. Dr. Hermann Paul, der Altmeister der germanischen Philologie, der Verfasser eines «Deutschen Wörterbuches» und einer umfassenden «Deutschen Grammatik» kennzeichnet die herkömmlichen grammatischen Kategorien als ein «sehr ungenügendes Mittel», die Sprache zu verstehen, weil sie nicht der Gliederung der psychologischen Gruppen entsprechen.

Dr. Erich Drach, vor dem Weltkrieg Lektor der Sprechkunde an der Universität Berlin, der anerkannt führende Fachmann auf dem Gebiete einer neuen Spracherziehung, schreibt:

«Nach demselben Rezept, mit dem der Tertianer eine Periode von Cäsar zergliedert, zergliedert sein Altersgenosse in der Volksschule eine nach andern Sprachgesetzen erzeugte deutsche Satzfügung. Dieses für Lehrer und Schüler gleich langweilige und nutzlose Tun nannte und nennt man noch heute: Deutsche Sprachlehre.»

«Während man sich früher vorstellte, es sei einzig der grammatische Bau des Satzes, die Beziehung von Satzgegenstand, Satzaussage, Ergänzung usw., was den Denkablauf wiedergebe, wissen wir heute, dass die grammatischen Formen nur eine herkommensmässig festgelegte, verhältnismässig starre Hülle sind, unter der nach völlig andern Gesichtspunkten durchschaubares inneres Sprachgestalten lebt, eine ganze Welt eigenartiger Sprachterscheinungen. Es lässt sich nicht leugnen, dass manche wissenschaftlich längst überlebte Anschauung in unsern Schulstuben vorderhand noch fröhlich weiter lebt.»

Erich Drach hat ein grundlegendes Werk hinterlassen, das nach seinem Tode (1937) bei Diesterweg herausgekommen ist. Es betitelt sich «Grundgedanken der deutschen Satzlehre» und enthält folgende unwiderlegliche Urteile:

«Die Meinung, durch Sprachbeschreibung, Wissen und Regeln werde die Richtigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache anerzogen, hat sich als irrig erwiesen.

Auch die Ansicht, dass der Grammatikunterricht in besonders hohem Masse denkschulend sei, lässt sich nicht halten.

Die Kenntnis der Wort- und Satzarten, sowie die Deklinations- und Konjugationsbegriffe hat für die muttersprachliche Sprachbildung so gut wie keinen Wert. Sie ist auf die allereinfachsten Umrisse zu beschränken und möglichst nebenbei zu erledigen.»

Prof. Dr. Max Zollinger, Dozent für die Methodik des Deutschunterrichtes an der Universität Zürich, schrieb in der Zeitschrift für Deutschkunde, Jahrgang 1927, Heft 6, im Hinblick auf die Wirksamkeit Ottos von Greyerz, dessen Verdienst bestehe darin, «dass er unsern Unterricht — im Sinne Rudolf Hildebrands — endgültig von der lateinischen Schulgrammatik befreit hat», eine Feststellung, die wahrscheinlich für die damalige Zeit zutraf. Inzwischen hat aber eine rückläufige Bewegung eingesetzt.

Alt Seminardirektor Arthur Frey im Aargauer Schulblatt vom 25. Juni 1948:

«Wir erlernen die Muttersprache nicht wie eine Fremdsprache aus Grammatik und Vokabeln, sondern aus der nach Ausdruck drängenden Anschauung, den Wirklichkeits- und Phantasieerlebnissen, der gesamten Betätigung unseres Seelenlebens. Wenn diese geistigen Elementarvorgänge beeinträchtigt werden durch eine vorzeitige Verwissenschaftlichung des Unterrichts, durch die Abdrängung des Geistes ins Bereich des Abstrakten, dann bleibt der lebendige Impuls zum Ausdruck aus, und die naturgemässe Entwicklung der Sprachkunst gerät ins Stocken.»

Rektor Dr. Fritz Enderlin in einem Brief vom 17. August 1948 an den Verfasser:

«Sie haben auch vollständig recht, wenn Sie die Magddienste des Deutschunterrichtes für die Fremdsprachen ablehnen. Der Fremdsprachenunterricht hat sich selber zu helfen. Die deutsche Grammatik ist für die deutsche Sprache und sonst für nichts da. Und auch für die deutsche Sprache stellt sie nur ein Ordnungsprinzip dar. Alle eigentliche Sprachübung ist stilistischer und lexikologischer Natur und nicht eigentlich ‚Grammatik‚.»

Diesen Zeugnissen von Männern der Wissenschaft und praktischen Erfahrung lasse ich eine Reihe von Stellen folgen, denen noch ein grösseres Gewicht zukommt.

Goethe: «Die Grammatik missfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte.»

Den Grafen Uwarow beglückwünscht Goethe zu dem ungemeinen Vorteil, den er habe, die deutsche Grammatik nicht zu kennen. «Ich», fährt er fort, «bemühe mich seit dreissig Jahren, sie zu vergessen».

Lessing: «Die Sprache des Herzens hat ihre eigenen Regeln; und es ist ganz um sie geschehen, sobald man diese verkannt und sie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen und ihr alle kalte Vollständigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logischen Satze verlangen.» Hamburgische Dramaturgie.

Herder: «Ein Meister entscheidet durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler.»

Novalis: «Man muss nur nicht über die Grammatik die Autoren vergessen; über das Spiel mit den Buchstaben die entscheidenden Grössen.»

Eduard Engel: Deutsche Stilkunst. «Eben da, wo die grammatischen Regeln aufhören, bekommt das künstlerische Sprachgefühl Spielraum.»

«O ja, wir haben es in den Richtigkeiten solcher Art, mit Hilfe der Schule herrlich weit gebracht. Wohin aber ist Saft und Kraft unserer Sprache entflohen? Als ob die Sprache, d. h. das Sprachgefühl, eine Ahnung hätte, was für ein Ding eine Präposition sei.»

Gottfried Keller, von dem Carl Spitteler sagte: «Seine erzählende Prosa ist . . . wohl das Höchste, was jemals auf diesem Gebiete in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Sie gehört der Weltliteratur an», äussert sich in der Urfassung des «Grünen Heinrich» über die Art, wie er des schriftlichen Wortes mächtig geworden ist, folgendermassen:

«Gelegentlich wurde ich etwa aufgerufen, um irgend einen lateinischen Ausdruck der Grammatik zu sagen; diese hatte ich aber längst vergessen und kann sie auch jetzt nicht, weil ich ohne sie oder vielmehr neben ihr vorbei schreiben gelernt habe.»

Carl Spitteler: «Der heillose Einfluss der lateinischen Gelahrtheit hat uns mit einer Satzverschachtelung beschenkt, welche noch heute auf den Kathedern als Stilmuster empfohlen wird.»

«Die Sprache eines Dichters ist keine grammatische Angelegenheit. Der Dichter bezieht seine Sprache von innen.»

Und was sagt der Franzose Montaigne, der seinen Stil täglich an den lateinischen Schriftstellern emporbildete? «Spasshafte Leute, die den Sprachgebrauch mit der Grammatik meistern wollen!»

Ich schliesse mit einer Glosse unseres Aargauer Schriftstellers Charles Tschopp:

«Letzte Examenstunde einer obersten Sekundarschulklasse. Schon hat es geläutet . . . zum letzten Mal für die Schülerinnen; denn nun werden sie in alle Welt hinausfliegen . . . da entdeckt die Lehrerin bei der Wiederholung der deutschen Grammatik noch eine fatale Lücke: ‚Von was hängt das Objekt ab?, fragt sie . . . Die Schüler durchlärmen das Haus. Der Inspektor denkt an das Examenessen und wird ungeduldig. Der Lärm verebbt, eine Amsel pfeift draussen durch die frühlingsfrische Welt . . . Doch keine Schülerin hebt die Hand zur Antwort. Und die Lehrerin ruft verzweiflungsvoll: ‚Das müsst ihr doch unbedingt noch wissen, bevor ihr in das praktische Leben hinausgeht! Unbedingt . . . unbedingt!‚»

Ich erlaube mir, die Erkenntnisse und Geständnisse dieser erlauchten Geister mit einer eigenen Erfahrung zu ergänzen: Ich habe in meinem Leben schon etliche tausend Seiten geschrieben. Einiges davon liegt sogar im Druck vor. Aber die Fälle, wo ich genötigt gewesen wäre, die Sprachlehre zu Hilfe zu rufen, lassen sich an den Fingern abzählen. Was man so gemeinhin unter grammatikalischem Denken versteht, ist ein dürrer, blutleerer geistiger Vorgang. Und nirgends ist totes Wissen schädlicher, als wo es gilt, das Seelen- und Geistesleben, Beobachten, Denken und Erkennen im geschriebenen oder gesprochenen Wort zu gestalten. Dieses Können zu entwickeln, zu bilden und höher zu führen, ist das vornehmste Ziel des muttersprachlichen Unterrichtes. Ihm haben seit jeher die Bemühungen unserer besten Schulmänner gegolten. Und es ist erstaunlich, wie sehr im vergangenen Menschenalter die Methoden der Sprech- und Schreiberziehung verfeinert worden sind. In unserm Lande dazu ein Beträchtliches beigetragen zu haben, gehört nicht zu den kleinsten Verdiensten meines vor zwei Jahren verstorbenen Kollegen und Freundes Hans Siegrist. Wer ihn gekannt und täglich an der Arbeit gesehen hat, weiss aber auch, wie sehr dieser feinnervige Pädagoge gelitten hat unter dem durch die Ungunst der Zeit verursachten Rückschlag, der sich im Deutschunterricht allenthalben bemerkbar macht. Vorbildlich wirkte Hans Siegrist vor allem auch durch seine ununterbrochene Bemühung, die eigene Ausdrucksfähigkeit zu verfeinern. Er las seine ausgewählten Prosatexte nicht in erster Linie um des Genusses und der Unterhaltung willen, sondern um daran seine eigene Darstellungskunst zu steigern, ganz im Sinne Carl Spittelers, der am Beispiel Gottfried Kellers andeutet, worin das Wesen der Stilbildung besteht. «Ja, was heisst an der Poesie lernen? Nicht nachmachen, das gibt bloss lebenslängliche Schüler. Sondern sich an einem bewunderten Meister emporschämen. Das hat Widmann mit Keller getan und ist damit über sich selbst herausgewachsen. Aus Schamgefühl vor Keller hat sich der gesamte Prosastil der schweizerischen Schriftsteller um eine Stufe gehoben. Man schreibt seither durchschnittlich besser als vorher.» Ich sehe hier einen Weg angedeutet, den die Schule einschlagen müsste, um den blassen und kränklichen Geist der eingefleischten Grammatiker zu überwinden. *Otto Berger*

Nachschrift der Redaktion:

Es kann durchaus erwünscht sein, auf die Fragwürdigkeit der Grammatik im muttersprachlichen Unterricht (zu dem wir den Deutschunterricht bei uns, trotz unserer Mundart, doch zählen dürfen) mit einiger Schärfe hinzuweisen, denn es wird in diesem Unterrichtsfach nicht nur Sinnvolles und Nützliches getrieben, sondern auch viel Verbalismus, vielerlei Spitzfindigkeit, die dem ewigen Wechsel des Sprachlich-Richtigen nicht angemessen ist. Es wird auf der Volksschule mancherorts zu viel Rücksicht auf die Gymnasien genommen, die nur wenige und begabte Schüler aufnehmen, denen man die Grammatik um so mehr im Gymnasium selbst beibringen soll (unmittelbar parallel mit dem Latein), als sie ja mit jener, die sie aus der Primarschule mitbringen, doch nicht sehr weit kommen. Zudem nehmen die Gymnasien keine Rücksicht auf die Volksschule und neigen dazu, die Grundschulen möglichst zu kürzen. Um so weniger sind die Volksschulen nach späteren Maturanden auszurichten. In der Angelegenheit selbst kommt es u. E. viel weniger darauf an, zu fragen, ob man Grammatik geben soll oder nicht, als wie man sie gibt. Was hilft dem Primar- und Sekundarschüler wirklich zu vermehrter Einsicht über die sprachlichen Vorgänge, die an sich als Chaos vorliegen? Welches sind die wirklich nützlichen Erkenntnisse? Wie werden sie vermittelt, dass die

Schüler eine Hilfe für den Fremdsprachunterricht haben; dass sie die üblichen Interpunktionen richtig setzen können; dass sie die Fehler eines grundfalsch konstruierten Satzes erkennen usw. Wie vermeidet man das Überschätzen von seltenen Ausnahmen und untergehenden Formen? Vor welchen grammatikalischen Dogmatisierungen muss die Schule sich hüten? Solche und andere Fragen zu stellen ist sicher sehr berechtigt.

Wie notwendig jedoch Grammatik ist (wenigstens ein «eisernes Gerüst»), zeigt sich sehr eindrücklich, wenn man zum Beispiel Erwachsene mit möglichstem Zeitgewinn in Kursen in eine Fremdsprache so einführen muss, dass sie rasch darin zurechtkommen. Fast alle Schüler, die ohne eine gewisse grammatikalische Vorbereitung durch die Volksschule mitmachen wollten, waren andern gegenüber im Nachteil und blieben meist zurück, wenn sie nicht durch ergänzende Privatstunden sich nachhelfen liessen.

Sodann deckt sich Grammatik in mancher Hinsicht mit formaler Logik. Von der Logik her ergeben sich viele äusserst interessante grammatikalische Einsichten, die sehr nützlich sind, so zum Beispiel die Tatsache, dass das Subjekt das «unter das Prädikat gestellte» ist. Solche Analysen führen unmittelbar auf die Frage nach der sachlichen Richtigkeit der Sätze und von hier auf die Untersuchung der formalen sprachlichen Richtigkeit. Das ist nicht zu schwierig, um es auch Primarschülern vermitteln zu können, sofern man konkrete Beispiele behandelt und keine abstrakte Theorie verlangt.

Es wäre sicher wertvoll, wenn die Anregungen des vorstehenden Beitrages von Otto Berger zu einer regen Aussprache über die Grammatik in der Volksschule, führen würde. Die Leser sind dazu eingeladen. **

Tells Apfelschuss

Übungsstoff für den Sprachunterricht

1. Gessler fragte Tell, warum er den Hut nicht gegrüsst habe. 2. Tell antwortete, er habe ihn nicht gesehen. 3. Gessler erwiderte, das sei eine Ausrede. Er müsse zur Strafe seinem Knaben einen Apfel vom Haupte schiessen. 4. Der Knabe rief, der Vater solle nur schiessen, er wolle den Kopf ruhig halten. 5. Vergeblich bat Tell den Vogt, er möge ihm den Schuss erlassen. 6. Nach dem geglückten Schuss forschte Gessler, warum Tell einen zweiten Pfeil zurecht gelegt habe. 7. Tell meinte, das sei der Schützen Gewohnheit. 8. Gessler wollte diese Antwort nicht gelten lassen und sprach, er solle die Wahrheit frisch heraus sagen. Sein Leben sei ihm zugesichert. 9. Darauf hielt Tell dem Landvogt den zweiten Pfeil entgegen und rief, mit diesem zweiten Pfeile hätte er ihn durchschossen, wenn er sein liebes Kind getroffen hätte. 10. Nun befahl Gessler, man solle Tell binden. Er wolle ihn an einen Ort bringen, wo er weder Sonne noch Mond je wieder sehen könne.

Übertrage die erzählte (indirekte) in die wörtliche (direkte) Rede: Gessler fragte Tell: «Warum hast du den Hut nicht gegrüsst?» — «Warum hast du den Hut nicht gegrüsst?» fragte Gessler Tell . . .

Oscar Börlin, Betschwanden

Kauft den

Schweizerischen Lehrerkalender 1950/51

Zu beziehen beim Sekretariat des SLV: Postfach Zürich 35

Einige Rechtschreibeübungen

I

1. Der Müller mahlt das Getreide.
2. Der Maler malt ein Bild.
3. Die Knaben springen um die Ecke.
4. Der Bauer braucht eine Egge.
5. Letzten Winter fiel nicht viel Schnee.

II

1. Der Schiefer ist ein Gestein.
2. Der Schiffer fährt auf dem Meere.
3. Der Lehrer lehrt die Schüler.
4. Der Briefträger leert den Briefkasten.
5. Wir mussten bis über die Waden im Schnee waten.

III

1. Das männliche Schaf heisst Widder.
2. Im Frühling kommen die Schwalben wieder.
3. Wollen wir Rätsel raten?
4. Die Ratten sind schädliche Tiere.
5. Im Schlaf ist der Körper schlaff.

IV

1. Die Kuh steht im Stall.
2. Das Messer ist aus Stahl.
3. Man soll keine Tiere quälen.
4. Die Quellen sprudeln aus dem Boden.
5. Die Leiter ist leider zu kurz.

V

1. Ein elternloses Kind ist eine Waise.
2. Wir singen manche schöne Weise.
3. Kurt holt einen Laib Brot.
4. Der Mensch hat einen Leib und eine Seele.
5. Der Krug fasst fast zwei Liter.

VI

1. Die Lippen sind rot.
2. Wir lieben die Eltern.
3. Der Aal ist ein Fisch.
4. Die Ahle ist ein Werkzeug.
5. Neben dem Dorf wird Torf gegraben.

VII

1. Der Riese ist stark.
2. Die alte Mauer hat Risse.
3. Max holt zwei Liter Milch.
4. Wir singen schöne Lieder.
5. Das Rösslein frisst ein Röslein.

VIII

1. Die Kinder beten.
2. Die Mutter sonnt die Betten.
3. Du sollst nicht stehlen.
4. An manchen Stellen liegt noch Schnee.
5. Der Vater ging mit seinem Sohne in das Gasthaus zur Sonne.

IX

1. Wir machen eine schöne Reise.
2. Reisse nicht zu viele Blumen ab!
3. Man soll nicht auf den Boden spucken.
4. In der alten Burg spuken Geister.
5. Die Spatzen spazieren über die Strasse.

X

1. Das Heer zieht in den Krieg.
2. Herr Heer gab mir einen Franken.
3. Eine geschriebene Zahl heisst Ziffer.
4. Im Garten hat es viel Ungeziefer.
5. Mein Vetter wird jeden Tag fetter.

XI

1. Ich gehe um acht Uhr ins Bett.
2. Der Salat wächst in einem Beet.
3. Im Frühling blühen die Veilchen.
4. Der Uhrmacher braucht feine Feilchen.
5. Hänge die Hacke an den Haken!

XII

1. Mancher Schüler vergisst alles.
2. Der Traurige vergiesst viele Tränen.
3. Die Leute gehen zur Kirche.
4. Läute die Glocke!
5. Der Herr Inspektor isst ein Stück Speck.

D. Kundert

Die Anmeldungen für die auf nächstes Frühjahr zu besetzenden Lehrstellen in der Stadt Zürich

Mit einiger Spannung haben Schulbehörden und Lehrerschaft den Anmeldungen für die neu zu besetzenden Lehrstellen entgegengesehen, ist doch das Angebot in den letzten Jahren ständig gesunken. Die Stichworte «Geburtenzuwachs» und «Bevölkerungszuwanderung» einerseits, «Lehrermangel» und «Lohnprobleme» anderseits sollen hier die Gründe für diese Entwicklung andeuten. Nun, das Resultat ist diesen Herbst genau so ausgefallen, wie befürchtet oder erwartet wurde: Für die in der ganzen Stadt ausgeschriebenen *78 Primarlehrerstellen* haben sich insgesamt nur 68 Bewerber gemeldet, die sich auf 36 männliche und 32 weibliche Lehrkräfte verteilen. Damit ist eine erste, grundsätzliche Feststellung gemacht: Rein quantitativ kann die Stadt Zürich ihre Lehrstellen an der Primarschule nicht mehr vollständig besetzen! Sofort erhebt sich aber die Frage nach der Qualität der Kandidaten, und da ist etwas vom Wichtigsten natürlich die Frage der Praxis. Noch vor wenigen Jahren war die Situation so, dass nur diejenigen Lehrkräfte Aussicht hatten, in die Stadt gewählt zu werden, die sich in einigen Jahren Landpraxis das nötige, berufliche Rüstzeug geholt hatten. Dieses Jahr aber haben nur noch 8 Lehrer den Wunsch verspürt, ihre ländliche, pädagogische Provinz mit der Stadt zu vertauschen. Von den 60 übrigen sind 46 Verweser und 12 Vikare, wozu noch ein Anstaltsleiter und ein Stellenloser kommen. Ein Novum ist es auch, dass sich 25 junge Kollegen gemeldet haben, die das Wählbarkeitszeugnis erst im nächsten Frühjahr erhalten werden.

Vergleicht man die Anmeldungen in den verschiedenen Schulkreisen miteinander, so zeigen sich naturgemäss Unterschiede, doch sind diese nicht mehr so gross wie in den vergangenen Jahren. Dank den intensiven Bemühungen seines initiativen Präsidenten ist es dem Schulkreis Uto gelungen, für seine 15 Lehrstellen 30 Bewerber zu interessieren. In den Schulkreisen Zürichberg und Waidberg halten sich Lehrstellen- und Kandidatenzahlen ungefähr die Waage, was für beide als ein empfindlicher Rückgang der Anziehungskraft zu werten ist. In den ersteren haben sich auch zwei Lehrerinnen gemeldet, die bereits in einem andern Schulkreis in Zürich gewählt sind. Das Auftreten einer Binnenwanderung auf Stadtgebiet ist auch ein Zeichen der Zeit! Die Konferenz der Kreisschulpflegepräsidenten hat diese Anmeldungen als ungültig erklärt, doch hat der städtische Rechtskonsulent auf eine Anfrage der Kreisschulpflege Zürichberg erklärt, einer Anmeldung von einem Schulkreis in einen andern stehe gesetzlich nichts im Wege. Der Schulkreis Limmattal kann bei 12 Stellen und 8 Anmeldungen seinen Bedarf noch einigermassen decken, immer vorausgesetzt, dass die Bewerber auch in fachlicher Hinsicht befriedigen. Trostlos dagegen sieht es in dem mit unerhörter Vehemenz emporschiessenden Kreis Glattal aus: Für 30 Lehrstellen haben sich nur 11 Bewerber gemeldet, darunter ein einziger Gewählter!

Auf der *Sekundarschulstufe* sehen die Verhältnisse auf den ersten Blick etwas besser aus: Für 3 ausgeschriebene Stellen gingen 7 Anmeldungen ein. Aber auch hier bleibt der frühere Hauptharst der Bewerber, nämlich die gewählten Landlehrer, vollständig aus, denn von den 7 sind 5 Verweser und 2 Vikare. Zum Vergleich sei erwähnt, dass eine Gemeinde am See, die in ihrer Ausschreibung darauf hinweisen konnte, dass sie das Maximum der heute im Kanton möglichen Besoldung entrichte, für eine Lehrstelle 12 Anmeldungen erhielt. Muss es da nicht nachdenklich stimmen, dass der soeben herausgekommene, regierungsrätliche Bericht über den Lehrermangel im Kanton Zürich, der 24 Druckseiten aufweist, sich ängstlich hütet, Besoldungsfragen der Lehrerschaft in einen Zusammenhang mit dem akuten Lehrermangel zu bringen?

P. Fr.

Kantonale Schulnachrichten

Aargau

Neues Primarschulhaus in Aarau. Die Einwohnergemeindeversammlung Aarau bewilligte mit sehr grosser Mehrheit und ohne Diskussion für die Erstellung eines neuen Primarschulhauses mit 18 Klassenzimmern, Turnhalle und Kindergarten einen Kredit von rund 3,1 Millionen Franken, den höchsten Betrag, über den die Gemeinde Aarau jemals zu beschliessen hatte. Projektverfasser ist Hans Hauri, Architekt in Reinach (Aargau), der anlässlich eines Wettbewerbes alle seine Konkurrenten eindeutig aus dem Felde schlug, weil sein Projekt in sehr schöner Art eine aufgelockerte Bauweise ermöglicht. Die Gebäudekosten pro Schulzimmer kommen auf zirka 97 000 Franken zu stehen, erheblich niedriger als bei Schulhausneubauten anderer Schweizerstädte. Für die künstlerische Ausschmückung der Räume und des Umgeländes sind im Voranschlag rund 37 000 Franken eingesetzt.

-nn.

«Um das Ausfallen von Schulstunden zu vermeiden.» Nach Gesetz bilden die Lehrkräfte aller öffentlichen Schulen und staatlich unterstützten Anstaltsschulen die Aargauische Kantonalkonferenz. Diese tritt in der Regel alle Jahre einmal zusammen, und zwar geschieht dies seit Menschengedenken jeweilen am Bettag-Montag. Dass dies nicht allen Leuten behagt, beweist das Schreiben eines Schulpflegepräsidenten an die Erziehungsdirektion, worin vorgeschlagen wird, die Kantonalkonferenzen inskünftig auf Samstage oder Sonntage anzusetzen, um das Ausfallen von Schulstunden zu vermeiden. Der Vorstand der Kantonalkonferenz beantragte der Erziehungsdirektion Ablehnung dieses etwas scheinheilig anmutenden Vorschlages, denn der Antragsteller begründete ihn auch damit, dass es an einem Montag den meisten Schulpflegemitgliedern unmöglich sei, der Konferenz (an der sie nach Gesetz beratende Stimme und das Recht auf Antragstellung haben) beizuwohnen. An

einem Samstag oder Sonntag bestünde viel eher die Möglichkeit, zwischen Behördemitgliedern und Lehrerschaft Kontakt zu schaffen. Gerade diese Begründung kann aber nicht als stichhaltig betrachtet werden. Denn an den jährlichen Delegiertenversammlungen der Kantonalkonferenz, die regelmässig im Mai an Samstagnachmittagen stattfinden, wäre den Schulpflegern günstige Gelegenheit geboten, mit den Abgeordneten der Bezirkskonferenzen zusammenzukommen und gemeinsam Rat zu pflegen. An diesen Delegiertenversammlungen sind jedoch die Mitglieder unserer Schulbehörden recht rare Gäste. Letztes Mal erschien beispielsweise von 300 Eingeladenen — einer!

-nn

Baselland

Aus den Verhandlungen des Vorstandes des Lehrervereins Baselland vom 10. Dezember 1949

1. In den LVB wird als Mitglied aufgenommen *Silvia Sialm*, Lehrerin in *Reigoldswil*.

2. Der Präsident berichtet über die Verhandlungen der Kommission zur Vorberatung des «*Gesetzes* betreffend den Betrieb, die Beaufsichtigung und die finanzielle Unterstützung der staatlichen sowie der privaten, gemeinnützigen *Erziehungsheime*». Es wird beschlossen, in einer Eingabe an die Erziehungsdirektion die in der Kommission mündlich begründeten Forderungen des LVB in bezug auf die *Besoldungen der Heimleiter und der Lehrkräfte* schriftlich zu formulieren und eine weitere Eingabe wegen der Schaffung eines *Jugendamtes* in Aussicht zu stellen.

3. Die Erziehungsdirektion beantragt dem Regierungsrat, sofern die Ueberschreitung der maximalen Pflichtstundenzahl nicht zu umgehen ist, für die *Ueberstunden* dieselbe Entschädigung auszuweisen wie für eine Freifachstunde. Aehnlich sollen an den Realschulen die im Schulgesetz vorgesehenen unvermeidbaren *Ergänzungsstunden* entschädigt werden.

4. Rickenbach erhöht die *Kompetenzentschädigung* von 1200 auf 1500 Franken; Bennwil löst die Naturalkompetenzen durch eine Barentschädigung von 1400 Franken ab.

5. Paul Müller berichtet über die noch nicht abgeschlossenen Verhandlungen des Vorstandes des Angestelltenkartells über das *Staatssteuergesetz*.

6. Der Vorstand billigt die Haltung des Präsidenten in einem *Disziplinarfall*, zu dessen Erledigung ihn die Erziehungsdirektion beigezogen hat.

7. Aus technischen Gründen kann Wälterlis «Dufour» als Schülervorstellung nicht mehr dargeboten werden. Dafür soll für die Baselbieter Schüler Grillparzers «Weh dem, der lügt» aufgeführt werden.

8. Der Leitung der «*Basler Schulausstellung*» werden die herzlichsten Glückwünsche zum 25. Geburtstag dieser Institution dargebracht und ihr der Dank dafür ausgesprochen, dass sie auch vielen Baselbieter Lehrern und Lehrerinnen durch ihre Veranstaltungen mannigfache und fruchtbare Anregungen vermittelt hat.

O. R.

St. Gallen

Versammlung der Sektion Werdenberg des KLV

Unter dem Vorsitz von Hans Rhyner tagten die werdenbergischen Lehrer in Buchs. Kollege Adolf Näf, Oberuzwil, berichtete von der Arbeit des Vorstandes des KLV im Interesse der Lehrer und der Schule. Hr. Lüthi aus Zürich sprach über das Schweizerische Jugendschriftenwerk. Im Anschluss an sein Referat wurde die Organisation für die Propagierung und für den Verkauf der SJW-Hefte im Bezirk durch die Lehrer und Schüler der Abschlussklassen getroffen.

H. S,

Unsere Auslandschweizerschulen

Am 2. September d. J. fand in Bern die Sitzung des Hilfskomitees für die Auslandschweizerschulen zur Erledigung der Jahresgeschäfte und zur Besprechung aktueller Fragen statt. Als Vertreter unserer Auslandschweizerschulen konnte der Vorsitzende, Prof. Baumgartner, St. Gallen, Mitglieder der Schulvorstände und Schulleiter aus drei Kontinenten sowie hohe Beamte als Vertreter des Departements des Innern und des Politischen Departementes begrüssen. Selbstverständlich nahmen auch Vertreter des Schweizerischen Lehrervereins und der Société pédagogique de la Suisse romande an der Sitzung teil.

Einleitend konnte der Vorsitzende die Herausgabe eines neuen Heimatbuches durch die Neue Helvetische Gesellschaft, «Vom Bundesbrief zur Bundesverfassung», von Ulrich Im Hof, bekanntgeben. Dank dem grossen Entgegenkommen der NHG kann dieses wertvolle Buch nicht nur den Schülern der Auslandschweizerschulen, sondern auch der Jugend in den Schweizerkolonien geschenkt werden.

Fräulein M. Briod, die sehr geschätzte Sekretärin des Hilfskomitees, erstattete Bericht über die Tätigkeit des engern Komitees im abgelaufenen Schuljahr: Es wurde zehn Schulen für annähernd 30 000 Franken Schulmaterial geliefert. Schon der Versand in alle Welt ist ein schwieriges Problem; aber noch viel komplizierter und kostspieliger sind die Einfuhrformalitäten einzelner Staaten und die Zölle. Von der Stiftung «Für die Auslandschweizer» konnten für spezielle Zwecke, namentlich zugunsten der Besserstellung der Lehrer, 44 000 Fr. ausbezahlt werden.

Aus der Berichterstattung des Präsidenten entnehmen wir folgendes: Eine ernste Sorge für das Hilfskomitee wie für die Schulen bildete der grosse Lehrerwechsel in Italien und Spanien, hauptsächlich bedingt durch die bescheidenen Besoldungen. Sehr erfreulich sind aber die ausgezeichneten Beziehungen des Hilfskomitees zum Politischen und zum Departement des Innern, die für die Auslandschweizerschulen Grosses leisten. Ein Ereignis besonderer Art bildet die erstmals durchgeführte Ferienkolonie. Im Ferienheim von Ober-Winterthur, in Davos-Wolfgang, verbrachten 46 Knaben und Mädchen des 6. und 7. Schuljahres, unter der Leitung von Schuldirektor Nef, Genua, erlebnis- und genussreiche Sommerferien. Ausflüge und Touren in die Umgebung von Davos wechselten mit Geographie- und Geschichtsstunden ab, um den Auslandschweizerkindern ihren Aufenthalt in der Heimat möglichst vielseitig und gewinnbringend zu gestalten. Den Höhepunkt bildete eine Schweizerreise nach Bern, wo sie vom Chef des Departementes des Innern, Bundesrat Etter, empfangen wurden.

Vom 10. bis 16. Juli nahmen 46 Lehrkräfte der Schweizerschulen in Italien, Spanien und Aegypten an einem Ferienkurs im Bad Attisholz bei Solothurn, unter der Leitung von Prof. Baumgartner, teil. (Siehe den Bericht in der SLZ Nr. 37, vom 16. Sept. 1949.)

Unter «Anregungen der Schulen» wurde gewünscht, dass die einzelnen Schweizerschulen im Ausland unter sich mehr Fühlung nehmen sollten, namentlich

bei Lehrerwechsel. Dieser Wunsch gab noch einmal Gelegenheit zu einem Meinungsaustausch über den sehr bedauerlichen Lehrerwechsel. Zuhanden der Schulkomitees wurden wertvolle Anregungen gemacht, wie den jungen Lehrern das Einleben in die neuen Verhältnisse und der Aufenthalt in der Fremde zu erleichtern sei und wie durch Staffelung und Differenzierung der Besoldungen die finanziellen Verhältnisse verbessert werden könnten. Sehr gewinnbringend für die Mitglieder des Schulkomitees wie für die Lehrerschaft gestalteten sich die Besuche von Prof. Baumgartner, und es wurde allseitig gewünscht, diese Besuche möchten fortgesetzt und auch auf die Schweizerschulen in Uebersee ausgedehnt werden.

Zur Unterstützung des Hilfskomitees und der Auslandschweizerschulen bei der Anschaffung von Lehrmitteln und Schulmaterialien bot der Präsident des SLV, Hans Egg, die Dienste des SLV an. Dieser besitze Institutionen, welche immer für Ratschläge und Begutachtungen zur Verfügung stehen. Eine Anregung, die SLZ in vermehrtem Masse in den Dienst der Auslandschweizerschulen zu stellen, nahm der Präsident des SLV gerne entgegen *). Die Vertreter der beiden Lehrervereine erklärten, es sei nicht nur möglich, sondern sehr wünschenswert, dsss die SLZ und der «Educateur» gelegentlich über die Tätigkeit dieser Schulen berichten, um das Interesse der schweizerischen Lehrerschaft zu wecken und wachzuhalten.

In zwei Jahren soll wieder ein Ferienkurs für Lehrer an Auslandschweizerschulen stattfinden, hauptsächlich zur Behandlung pädagogischer Probleme. Im Anschluss daran sollte den jungen Lehrkräften Gelegenheit geboten werden, in der Schweiz Schulen zu besuchen und selbst unterrichten zu können. Vertreter des SLV versicherten, dass auf Grund der Erfahrungen mit dem im vergangenen Sommer durchgeführten Lehreraustausch Schweiz—Oesterreich dieser Plan sich verwirklichen lasse.

Mit herzlichem Dank für die Mitarbeit zum Wohle unserer Auslandschweizerschulen schloss der Vorsitzende die Tagung, diese «Schulpflegesitzung mit Mitgliedern aus drei Kontinenten», und wünschte allen Teilnehmern aus nah und fern eine glückliche Heimkehr.

Der Berichterstatter möchte an dieser Stelle dem Präsidenten, Prof. Baumgartner, seiner Sekretärin, Frl. Briod, sowie den übrigen Mitgliedern des Hilfskomitees für ihre grosse Arbeit im Dienste der Schweizerschulen im Ausland herzlich danken. Die leitenden Organe des SLV erachten es als ihre selbstverständliche Pflicht, allen zum Gedeihen der Auslandschweizerschulen Tätigen ratend und helfend zur Seite zu stehen. *J. K.*

† Otto Bresin, Küsnacht-Zürich

Am 17. September 1949 ist Otto Bresin, alt Uebungslehrer am Seminar Küsnacht, im 67. Altersjahr nach einem reicherfüllten Leben gestorben. Otto Bresin wurde 1883 geboren. Als Sohn eines tüchtigen Modellschreiners brandenburgischer Herkunft, der sich in der Neumühle zum Werkmeister emporgearbeitet hatte und dessen Gattin, einer Württembergerin, verlebte er seine Jugendzeit in Zürich. Dort besuchte er die Primar- und Sekundarschule. Bestimmend für den Eintritt in das Lehrerseminar und nicht in irgendeine andere Mittelschule war für den aufgeweckten, fleissigen Knaben der Umstand, dass an dieser Schule dem Zeichnen ein sonnigeres Plätzchen eingeräumt war als an andern. Die Studien, die in die Jahre 1898 bis 1902 fielen, schloss Otto Bresin mit der besten Prüfung ab. Da auf diesen Zeitpunkt gerade die Stelle eines Lehrers an der Uebungsschule des Seminars verwaist war, wurde der noch nicht einmal ganz neunzehnjährige Lehrer an diese Schule berufen. Die Uebungsschule umfasste damals noch acht Klassen der Primarschule und zählte 45 bis 50 Schüler. Zunächst unterstand er dem Leiter der Uebungsschule, Herrn Adolf Lüthi; aber schon nach zwei Jahren wurde ihm die selbständige Führung der ganzen Schule anvertraut. Otto Bresin, glücklicherweise von der Natur mit fast unerschöpflichen körperlichen und geistigen Kräften ausgestattet, drang durch Selbststudium ungezählter Werke immer tiefer in alle Probleme der didaktischen Gestaltung und der Psychologie ein; er erweiterte seine Erfahrungen, sein Wissen und Können an vielen Kursen in Arbeitsprinzip, für Kartonage- und Hobelbankarbeiten, für Reliefbau, für Sandkastenarbeiten, für Zeichnen, Schreiben u. a. m. Es konnte nicht ausbleiben, dass er gar bald auf Grund dieser eingehenden, immer tiefer dringenden Auseinandersetzung mit den Fragen der Psychologie, Methodik und Didaktik ein Meister des Unterrichtes wurde. Jede Lehrübung, ob Sprache oder Rechnen, Zeichnen oder Sittenlehre, war ein klar abgerundetes Ganzes, zielstrebig, eindeutig und führte zu einem bestimmten Ergebnis, das von den Schülern in einer dem Unterrichtsstoff angepassten Form, sei es handtätig oder sprachlich, ausgedrückt werden musste. Schon bald löste sich Otto Bresin von der vorwiegend darbietenden und abfragenden Lehrertätigkeit. Er führte die Schüler durch selbsttätiges Arbeiten zur Selbständigkeit. In klassen- oder gruppenweiser Arbeit, in gegenseitiger Auseinandersetzung einerseits, in aufmerksamer und mitgehender Arbeit unter der Führung des erfahrenen Lehrers verlangte er in den verschiedensten Gebieten grösstmögliches aktives Verhalten der Schüler. So wurden seine Schüler zu klaren Kenntnissen und Erkenntnissen geführt. Im Vordergrund der Ausdrucksschulung stand aber immer wieder, besonders auch in den Realfächern, der sprachliche Ausdruck; er durfte ob den Sandkasten- und Reliefarbeiten, ob dem Sägen und Formen, dem Beobachten und Zeichnen in der Natur nicht vernachlässigt werden. Im Gegenteil: Alle diese Betätigungen und die dabei sich ergebenden Erfahrungen boten neue Gelegenheit, nach dem treffenden, richtigen und formschönen Ausdruck zu suchen. So konnte es nicht fehlen, dass unter Otto Bresins straffer und anspruchsvoller Leitung die Schüler mit einem sichern Wissen und mit einer sprachlich hervorragenden Ausdrucksfähigkeit ausgerüstet, in die höhern Klassen übertreten konnten.

Neben der Arbeit an der Uebungsschule führte Otto Bresin während 15 Jahren die Seminaristen im theoretischen Unterricht in die Methodik der einzelnen Fächer und in einwöchigen Kursen in das Wesen des Arbeitsprinzipes ein. Als besondere Aufgabe war ihm der Schreibunterricht in der ersten und zweiten Klasse des Seminars übertragen worden,

*) Eine Sondernummer «Unsere Auslandschweizerschulen» mit zahlreichen Berichten und Bildern von Kollegen, die dort tätig sind, wird anfangs des neuen Jahres erscheinen. *

in dem er die Seminaristen in die Kellersche Schreibtechnik einführte. In vielen erziehungsrätlichen Kommissionen für Lehrmittel und Lehrplan trug er mit seinem klaren Urteil zu erspriesslicher Arbeit bei. Dem Schulkapitel Meilen stellte er sich jederzeit bereitwillig zur Durchführung von Lehrübungen oder zu Begutachtungen zur Verfügung.

Einem weiteren Kreis der schweizerischen Lehrerschaft ist Otto Bresin vor allem bekannt als der langjährige Sekretär des Schweizerischen Vereins für Knabenhandarbeit und Schulreform und als Kursleiter für die Arbeitsprinzipkurse der Mittelstufe an den schweizerischen Kursen. 25 Jahre lang betreute er das oft zeitraubende Amt des Sekretärs; immer hilfsbereit und zuverlässig, immer bis ins Kleinste sorgfältig vorbereitend und umsichtig anordnend, war er in dieser Zeit eine Hauptstütze des Vereins.

Es ist kaum zu fassen, dass Otto Bresin noch Zeit fand, auch in der Gemeinde seine Arbeitskraft zu betätigen. 45 Jahre lang war er Aktuar des Verschönerungsvereins, als Präsident des Lesevereins leitete er mehr als 30 Jahre die Lesemappenzirkulation und als Präsident des Vereins für das Lesezimmer erwirkte er nach langem Bemühen den Ausbau eines gediegen ausgestatteten Lesezimmers in einem Schulhaus. — Auch als Mitglied der Vorstände des Vereins für die alkoholfreie Wirtschaft, der gemeinnützigen Baugenossenschaft, des Krankenpflegevereins leistete er oft jahrzehntelang im stillen sorgfältigste und unauffällige Kleinarbeit.

Als Otto Bresin anlässlich der Neuordnung der Lehrerbildung im Kanton Zürich im Jahre 1942 von seiner geliebten Arbeit zurücktreten musste, beauftragte ihn der Erziehungsrat mit der Beaufsichtigung und Beratung der jungen Verweser und Vikare. Auch diese Aufgabe löste er mit der gewohnten Gründlichkeit, mit weitherzigem Wohlwollen und grosser Anteilnahme an dem Bemühen der jungen Kollegen. Dann wurde es nach und nach stiller und stiller um den unermüdlichen Schaffer. Ein lieber Freund, ein uneigennütziger Kollege ist von uns gegangen; wir gedenken seiner in aufrichtiger Dankbarkeit und Liebe. *E. Bleuler.*

Kurse

Heilpädagogisches Seminar Zürich

Das heilpädagogische Seminar Zürich veranstaltet für das Studienjahr 1950/51 wieder einen Ausbildungskurs für Lehrer und Erzieher entwicklungsgehemmter Kinder (Schwererziehbare, Mindersinnige, Geistesschwache, Sprachgebrechliche). Ausserdem wird ein Abendkurs für im Amte stehende Lehrer durchgeführt. Absolventen des Jahreskurses, die sich für das Spezialgebiet der Sprachgebrechen besonders interessieren, haben die Möglichkeit, nach entsprechender Vorbereitung eine Prüfung als Sprachheillehrer abzulegen. Kursbeginn: Mitte April 1950. Anmeldungen sind bis zum 1. März 1950 zu richten an die Leitung des Heilpädagogischen Seminars Zürich, Kantonsschulstr. 1.

Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich

Die Direktion der Kunstgewerbeschule Zürich berichtet, dass die Aufnahmeprüfungen für die Vorbereitenden Klassen inskünftig Mitte Februar stattfinden. Die Anmeldungen haben bis spätestens Ende Januar zu erfolgen. Näheres siehe Inserat.

Schweizerischer Lehrerverein
Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 28 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 26 11 05
Postadresse: Postfach Zürich 35

Schweizerischer Lehrerkalender

Ich danke unserem neunzigjährigen Kollegen Jakob Pfund, alt Lehrer in Hallau, für seine Bestellung des Schweizerischen Lehrerkalenders. Er kaufte ihn zum erstenmal als junger Lehrer im Frühjahr 1881, bezog ihn seither jedes Jahr und erhält ihn nun zum 70. Male. (Davon 55 Jahrgänge durch den SLV herausgegeben.) Da der Reinertrag aus dem Verkauf der Lehrerwaisenstiftung zufällt, hat Kollege Pfund durch seine kollegiale Haltung der Stiftung einen schönen Beitrag zugeführt.

Der Präsident des SLV: *Hans Egg.*

Schweizerische Lehrerkrankenkasse

Sitzung der Krankenkassenkommission,
Samstag, den 3. Dezember 1949, in Zürich.

Anwesend: H. Hardmeier, Vizepräsident; J. Ineichen; E. Fawer; A. Künzle; E. Erb; H. Egg, Präsident des SLV; M. Schmid; W. Nussbaumer; E. Meister; Frl. Born; Dr. O. Leuch; M. Bühler als Präsident der Rechnungsprüfungskommission.

Vorsitz: H. Hardmeier, Vizepräsident.

Der Vorsitzende gedenkt zu Beginn der Sitzung in ehrenden Worten des im Oktober verstorbenen Präsidenten der SLKK, Hans Müller, Brugg.

1. H. Hardmeier wird als Vizepräsident mit der interimistischen Leitung der Kassengeschäfte bis zur Delegiertenversammlung des Jahres 1950 betraut.
2. Einige Anfragen von Mitgliedern aus dem Kanton Bern geben Anlass zu einer Aussprache über die Auswirkungen der obligatorischen Versicherung des bernischen Staatspersonals.
3. Der Vizepräsident orientiert über den Stand der Kasse und über die Ausführung von Beschlüssen der Delegiertenversammlung vom 24. September.
4. Nach Entgegennahme eines Berichtes über das bisherige Ergebnis der Verhandlungen mit der Gesellschaft der Aerzte des Kantons Zürich erteilt die Kommission dem Vorstand Weisungen für den Abschluss eines neuen Tarifvertrages.
5. Der Vertrag über die Kollektivversicherung mit den Seminarien wird in bezug auf Leistungen der Kasse und Mitgliederbeitrag den revidierten Statuten angepasst.
6. Beschlussfassung über Geldanlagen.
7. Vorbesprechung einiger Geschäfte der nächsten Delegiertenversammlung. *H.*

Mitteilung der Redaktion

Frau Olga Meyer verdanken wir den VII. Teil der vom Schweizerischen Lehrerinnenverein und vom Schweizerischen Lehrerverein herausgegebenen Schweizerfibel: *Köbis Dicki.* Hingegen stammt der Artikel in Nr. 49 der SLZ: «*Dicki darf mit Köbi auf den Spielplatz*», der die Möglichkeiten der Auswertung eines solchen Fibeltextes aufzeigt, nicht von Olga Meyer, wie irrtümlicherweise angegeben wurde, sondern von Frl. Margrit Wening (Winterthur). *

Schriftleitung: Dr. Martin Simmen, Luzern; Dr. Willi Vogt, Zürich; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6. Postfach Zürich 35. Tel. 28 08 95
Administration: Zürich 4, Stauffacherquai 36. Postfach Hauptpost. Telephon 23 77 44. Postcheckkonto VIII 889

Bücherschau

Hans Christian Andersen: *Gesammelte Märchen*, Band 1 und 2. Manesse-Bibliothek, Conzett & Huber, Zürich. 652 und 648 Seiten. Leinen, je Fr. 8.80.

Die zweibändige Ausgabe bringt mit ihren 88 Märchen eine besonders reiche Auswahl aus der Fülle von Andersens Schaffen. Diese Märchen haben nicht die lapidare Form der Grimmschen Volksmärchen, sind aber von jenem echten Märchengeist erfüllt, der in Kunstmärchen so selten ist. Ihr Reiz liegt in so viel kleinen Details, die sich oft kaum nacherzählen lassen. Des Dichters grosse Liebe galt aller leidenden Kreatur, hatte er doch selber als Sohn eines armen Schusters die Nöte und Sorgen des Lebens bis zur Neige erfahren. Des Dichters Schmunzeln vermeint man zu sehen, wenn er mit feinsinnigem Spott auf so manches menschlich Unzulängliche hinweist. Die meisten Märchen sind auf selten glückliche Art in die Natur gebettet: Es blühen Rosen, es singt die Nachtigall, die Schneeflocken wirbeln, man schmeckt, friert mit den Märchengestalten. — Für Kinder ist nur ein Teil der Märchen geeignet, und besonders die nicht, welche ins Novellistische spielen. Aber warum soll sich nicht auch ein Erwachsener aus der Realität des Alltags einmal für Stunden in den Wundergarten dieser unsterblichen Märchenwelt verlieren?

Das Nachwort erzählt über Andersens Leben und Schaffen. Es verdient die besondere Beachtung des Lesers und stammt von Martin Bodmer. *eb.*

Ernst Schneider: *Psychologie der Person.* Verlag Paul Haupt, Bern. 233 S. Leinen Fr. 16.—.

Unter Person versteht Schneider die Einheit von Leib (Energieorgan) und Seele (Ordnungsorgan); sie lebt als ein Gefüge von Handlungen, und in der Handlung als der Lösung einer gestellten Aufgabe sieht der Verfasser den Baustein der Psychologie. «Empfindungen, Gefühle und Triebe, sagt Schneider, sind keine personalen Elemente; sie sind nur in und mit der Handlung wirklich.» Der Gegensatz zur Tiefenpsychologie ist aber nicht so gross, wie es scheinen möchte. Das Unbewusste, die Verdrängung, die Zusammenhänge zwischen Traum und seelischem Konflikt usw. nehmen auch bei Schneider einen breiten Raum ein, nur in anderer Bezogenheit.

Der umfassende Inhalt, die einfache Sprache, die saubere Erarbeitung aller verwendeten Begriffe, der methodisch klare Aufbau — Ausgangspunkt der Untersuchungen sind stets jedermann vertraute Erfahrungen und Beobachtungen — machen das Buch zu einer Einführung in die Psychologie, die sehr empfohlen werden kann. *G. E.*

Marguerite Loosli-Usteri, Dr. phil.: *Die Angst des Kindes.* Verlag Huber, Bern. 164 S.

Dem Phänomen der Angst des Kindes widmet Marguerite Loosli-Usteri vom Genfer Institut J. J. Rousseau eine gescheite, reich belegte «psychologische und pädagogische Studie». In ihr streiten sich — nicht ohne Vorteil für den Leser — die Wissenschafterin und die psychologische Beraterin von Kindern um den Vorrang in der Darstellung. So klug u. logisch die Wissenschafterin arbeitet, freilich betont abhängig von den Auffassungen Claparèdes, geben wir wohl der Beraterin in ihrer menschlichen Haltung des Nacherlebens und tröstenden Nachfühlens dieser besonders schweren Kindernot, den Vorzug.

Das kleine Buch enthält eine Fülle geprüfter Mitteilungen, verzichtet nicht, den Erwachsenen zu beraten, versucht in Test und Statistik die Erscheinungen der Kindesangst in einem Netzwerk einzufangen, dessen Knoten manchmal der Festigkeit allgemein tiefenpsychologischen Wissens ermangeln. Wohl werden auch die Zusammenhänge zwischen Kindesangst und unbewussten Eltern- und Erziehungsnöten aufgezeigt, doch wird der grosse Einfluss der Elternproblematik auf das Unbewusste des Kindes zu wenig beachtet. Die Neigung, auf die logische Formel zu kommen, steht der Autorin oft selbst im Wege. Die Frage nach der «positiven Funktion der Angst» wird nicht ohne Widerspruch bleiben. Kapitel wie das über die pädagogischen Probleme, oder die ergreifende Darstellung des Kampfes des Kindes gegen die Angst, sind ausgezeichnet. In der Bibliographie über die Angst dürfte der Name Kierkegaards nicht fehlen. *Ernst Aeppli.*

Carl J. Burckhardt: *Kleinasiatische Reise.* Benno Schwabe & Co., Basel. 114 S. Kartoniert.

Die Schilderung einer Reise durch Kleinasien, aus der Feder eines aller Kultur aufgeschlossenen Menschen gewährt uns Einblicke in fremdes Denken und Fühlen. Ein erregender Duft von Fremdem und Andersartigem weht uns aus den meisterlich beschriebenen Landschaften und ihren Bewohnern entgegen, und wir können uns der Magie der faszinierend gehandhabten Sprache nicht entziehen. *eb.*

Hans Alber: «*Geländespiele.*» Rex-Verlag, Luzern. 208 S. Preßpan. Fr. 8.50.

Das Buch zeigt in einem allgemeinen Teil die Voraussetzungen eines zügigen und erfolgreichen Spielablaufes, und ein zweiter Teil bietet 150 Anregungen zu Spielen im Gelände. Allen Führern von Jugendgruppen kann dieses in gutem Geiste geschriebene Buch bestens empfohlen werden. *K. J.*

Lord Robert Baden-Powell: *Glück auf die Lebensfahrt!* Ein Buch für junge Männer. Polygraphischer Verlag, Zürich. 226 S. Ganzleinwand geb. Fr. 6.50.

Baden-Powell, der Gründer der Pfadfinderbewegung, bietet in diesem Buch den heranwachsenden jungen Männern eine wertvolle Hilfe, in der schwierigen Zeit der Mannwerdung den Weg zu sich selbst zu finden. Durch Beispiele aus seinem eigenen weltumfassenden Erleben zeigt er die Möglichkeit, das Lebenskanu selbst durch die Klippen und Stromschnellen zu steuern. Er zeigt den jungen Männern zwischen 16 und 20 Jahren nicht nur die beste Art, wie das Leben zu verdienen, sondern vor allem, wie es zu leben ist. Er hilft ihnen, ihre eigenen Schwierigkeiten zu meistern und zeigt ihnen so den Weg zur Selbsterziehung. *P.W.*

Arne Siegfried: *Der gnadenlose Weg des Hartman Prank.* Büchergilde Gutenberg, Zürich. 344 S. Leinen.

Hartman Prank. Der Name ist Symbol: Ein harter Mann ist er, aber anderseits hält ihn das Schicksal auch gnadenlos in der Pranke. Mit der eindringlichen Folgerichtigkeit, wie wir sie aus Gerichtsberichten gewohnt sind, zeichnet der Dichter diesen Lebensweg vom armen Besenbinderbuben zum erfolgreichen Schuldscheinmakler. Allerdings ist da ein Unterschied zu beachten: der Arm der irdischen Gerechtigkeit erreicht diesen nicht und eine vornehme Villa bedeutet die Krönung seiner unehrenhaften Geschäfte. Und der innere Richter? Auch er braucht unendlich lange, bis er durchbricht, nämlich bis zu dem Moment, als Prank als Opfer seiner eigenen Schlechtigkeit auf dem Totenbett liegt und in Sekundenschnelle noch einmal sein Leben an ihm vorüberzieht. Schön aber sind die Frauengestalten, die der Dichter zeichnet. *P.F.*

Annette von Droste-Hülshoff: *Gedichte und Prosa.* Manesse-Bibliothek, Conzett & Huber, Zürich. 364 S. Leinen. Fr. 6.60.

Dank der vorzüglichen Auswahl und Kommentierung von Prosa und Lyrik durch Emil Staiger ist es dem Freund von Annette Drostes Dichtungen leicht gemacht, ihr Eigentlichstes zu erfassen. In einzigartiger Weise durchdringen sich in ihrem Werk Visionäres und Realistik; diese Grundzüge sind nicht nur durch die Zeit der ausgehenden Romantik bedingt, sondern entspringen zutiefst ihrem ursprünglich fraulichen Wesen. Wir treffen keine Zufälligkeit in ihrem Werk; die Menschen handeln aus schicksalshafter Verstrickung, die keine andere Möglichkeit offen lässt und in zwingender Folgerichtigkeit zur einzigen Lösung führt.

Wenn wir uns die zarte, kränkliche Frau vorstellen, müssen wir staunen, mit welcher Kraft sie sich über das religiös und weiblich Gefühlvolle zur kristallenen Prägung in ihrer Lyrik erhoben hat. *eb.*

Dr. H. Kleinert: *Physik für Primarschulen.* Verlag Paul Haupt, Bern. 104 S. Kart. Fr. 2.80.

Es ist nicht leicht, die Forderungen zu erfüllen, die an ein Physikbuch für die Primarschule gestellt werden, das Hauptgewicht von den Theorien, Formeln und Beweisführungen weg auf anschauliche Vorgänge und praktische Anwendungen zu verschieben und die Berührungspunkte mit dem Erlebnis- und Interessensbereich des Schülers stärker zu berücksichtigen als in Lehrbüchern höherer Schulen. Das vorliegende Werk von Seminarvorsteher Dr. H. Kleinert sucht diesen Forderungen Rechnung zu tragen. Jedes Kapitel wird eingeleitet mit leichtfasslichen Beispielen aus dem täglichen Leben oder mit Experimenten, die wohl im Hinblick auf Landschulen so ausgewählt sind, dass sie mit leicht zu beschaffendem Material ausgeführt werden können. Wenn auch einige Abschnitte, besonders in den Kapiteln über Elektrizität, allzu theoretisch ausgefallen sind und über das Fassungsvermögen eines Primarschülers hinausgehen werden, so runden sie das Werk doch ab und geben jedem Lehrer die Möglichkeit, das auszuwählen, was der geistigen Entwicklung seiner Zöglinge entspricht. Speziell erwähnt sei das letzte Kapitel, das uns einen wertvollen Überblick über die Bernischen Kraftwerke und Angaben über Energieproduktion und Energieverteilung gibt. *Hs. Reinhard*

Gerber, Dr. Alcid: *Grundriss der Zoologie* (Reinhardts naturw. Grundrisse). Ernst Reinhardt Verlag AG., Basel. 266 S. Kart. Fr. 7.60.

Das Buch gibt eine Gesamtübersicht über die Zoologie. Ein riesiger Stoff ist in klarer Form meisterhaft und wissenschaftlich

einwandfrei zusammengefasst. An eine kurze Einleitung schliesst sich die Zellen- und Gewebelehre an. Sie ist gefolgt von einer systematischen Übersicht über das ganze Tierreich. Weitere Hauptabschnitte sind der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere, der vergleichenden Physiologie der Tiere und der Entwicklungsgeschichte gewidmet. 138 saubere und übersichtliche Figuren dienen dem erklärenden Verständnis. Neuartig und äusserst zweckmässig ist ein als Anhang beigefügter Rückblick in Form von Definitionen, Tabellen, Kreisläufen usw. Zufolge seiner optisch übersichtlichen Gliederung ermöglicht er dem Leser eine überschaubare Repetition. Das Buch bietet in seinem handlichen Taschenformat nicht nur dem Schüler der obern Mittelschulklassen und dem Medizinstudenten, sondern auch dem naturwissenschaftlich interessierten Lehrer aller Stufen eine willkommene Bereicherung der Fachbibliothek. *-wa-*

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstrasse 31/35

Ausstellungen:

Erziehung zum Schönen
bis Sonntag, 18. Dezember, im Neubau

Das gute Jugendbuch
Durch Schulbibliothekare ausgewählte und empfohlene Jugendbücher, nach Sachgebieten und Altersstufen geordnet. *Verkauf* durch den Zürcher Buchhändlerverein.

Geöffnet: 10—12 und 14—18 Uhr. Samstag und Sonntag bis 17 Uhr. Eintritt frei. Montag geschlossen.

An unsere Abonnenten!

Benützen Sie zur Entrichtung des Abonnementsbetrages 1950 den in Nr. 49 beigelegten Einzahlungsschein. Preise siehe in derselben Nummer. Postcheckkonto der Administration der Schweiz. Lehrerzeitung VIII 889, Zürich.

Die Redaktion der Schweizerischen Lehrerzeitung.

GEWERBESCHULE SOLOTHURN

Auf Ende April 1950 wird eine neue

Hauptlehrerstelle

für geschäftskundliche Fächer zur Besetzung ausgeschrieben. 338

Erfordernisse: Besitz eines Lehrerpatentes für die Bezirks-, Sekundar- oder Primarschule, Absolvierung von Bildungskursen für Lehrer der gewerblichen Berufsschule, wenn möglich eines Jahreskurses des BIGA, Unterrichtserfahrung an der Gewerbeschule.

Besoldung: Fr. 10 200.— bis 11 700.—, erreichbar in 10 Jahren. Dazu kommt gegenwärtig eine Teuerungszulage von 20 %.

Ueber die genauen Anstellungsbedingungen der städtischen Dienst- und Gehaltsordnung erteilt die Schulleitung der Gewerbeschule Solothurn Auskunft.
Anmeldungen mit den üblichen Ausweisen sind bis zum 31. Dezember 1949 an den Präsidenten der Aufsichtskommission, Herrn Eduard Pfister, Malermeister, Solothurn, zu richten.

Die Aufsichtskommission.

Vorlesungen von Jugendschriftstellern im Gartensaal des Herrschaftshauses.

Samstag, 17. Dezember, 15 Uhr: Olga Meyer, Zürich (Für Primarschüler, Eltern und Lehrer).

Sonntag, 18. Dezember, 15 Uhr: Fritz Brunner, Zürich (Für Sekundarschüler, Eltern und Lehrer).

Weihnachtsspiele

Dienstag, 20. Dezember, 20 Uhr: *Krippenspiel mit alten, lieben Liedern,* dargeboten von der 2. Klasse von Emilie Graf, und der 3. Klasse von Maria Vetter, Lehrerinnen, Zürich.

Donnerstag, 22. Dezember, 20 Uhr: *Auf, zum Stall.* Ein Hirtenspiel von Fritz Brunner, dargeboten von den 1. Sekundarklassen von W. Angst und F. Brunner, Zürich.

Unkostenbeitrag für beide Spiele je 50 Rp., Kinder 30 Rp. Mitglieder des Vereins für das Pestalozzianum frei.

Palor-Schulmöbel **Patent.**

Das einzige Schulmöbel das in der Höhe verstellbar ist und bei dem alle Teile auswechselbar sind.

Schulmöbel in Stahl und Holz, **Wandtafeln, Tische und Stühle für Kindergärten.**

Paul Alabor & Co., Rheineck (St.G.)
Telephon (071) 4 44 08

Schulverwaltung der Stadt St. Gallen

Auf das Frühjahr 1950 (24. April 1950) ist an der **Knabensekundar- und Realschule Bürgli** eine 335

Lehrstelle

mathematisch-naturwissenschaftl. Richtung

zu besetzen. P 61451 G

Bewerber mit st.-gallischem Sekundarlehrerpatent sind gebeten, ihre Bewerbungen bis spätestens **Samstag, den 7. Januar 1950** an das Schulsekretariat der Stadt St. Gallen, Kirchgasse 15, zu richten. Den Bewerbeschreiben sind Ausweise über Lebenslauf und Bildungsgang, eine Photo und der gegenwärtige Stundenplan beizulegen. Die Aufnahme in die Lehrerpensionskasse ist obligatorisch. Die Bewerber sind gebeten, von persönlicher Vorstellung ohne Einladung Umgang zu nehmen

St. Gallen, den 7. Dezember 1949.

Das Schulsekretariat.

BEZUGSPREISE:

		Schweiz	Ausland
Für *Mitglieder* des SLV	jährlich	12.—	16.—
	halbjährlich	6.50	8.50
Für *Nichtmitglieder*	jährlich	15.—	20.—
	halbjährlich	8.—	11.—

Bestellung direkt bei der Redaktion des Blattes. *Postcheck der Administration VIII 889.*

INSERTIONSPREISE:
Nach Seiteneinteilung, zum Beispiel 1/32 Seite Fr. 10.50, 1/16 Seite Fr. 20.—, 1/4 Seite Fr. 78.— + behördlich bewilligter Teuerungszuschlag. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Inseraten-Schluss: Montag nachmittags 4 Uhr. — Inseraten-Annahme: *Administration der Schweizerischen Lehrerzeitung, Zürich 4,* Stauffacherquai 36, Telephon 23 77 44.

Haus Serneus, bei Klosters

im Prätigau: 1000 m ü. M.

Ideal für Ferienkolonien, **Klassen- und Skilager,** für Anfänger und Fortgeschrittene (Parsenngebiet), gut und heimelig eingerichtet, ca. 40 Betten, Pensions- oder Selbstverpflegung, vorteilhafte Preise. 333

Auskunft durch Frl. **D. Gadient, Serneus i. Pr.**

Skilager oder Ferienkolonien

finden gute Aufnahme in unserem neuzeitlich renovierten Ferienheim

Gute Referenzen 334/P 3780 Ch.

Hotel Mezzaselva, Klosters-Serneus

STELLENAUSSCHREIBUNG

Zufolge Erreichung der Altersgrenze des bisherigen Rektors wird die Stelle des 337

Rektors der Sekundar- und Höheren Töchterschule

(Seminar und Gymnasium der Stadt Luzern)

zur freien Bewerbung ausgeschrieben.
Amtsantritt spätestens auf Beginn des Schuljahres 1950/1951. Das Schuljahr beginnt am 24. April 1950.
Ueber das Pflichtheft, die Besoldungsverhältnisse und die Pensionskasse erteilt die Schuldirektion der Stadt Luzern Auskunft.
Vorausgesetzt werden abgeschlossene Hochschulbildung, Organisationstalent und die Befähigung, einem grösseren Lehrkörper vorzustehen. Gemäss Reglement besteht Unterrichtsverpflichtung mit herabgesetzter Stundenzahl.
Persönliche Vorstellung nur auf Einladung hin.
Anmeldungen mit den notwendigen Ausweisen, Referenzen, Photographie und eventuellen weitern Belegen haben zu erfolgen bis 20. Dezember 1949.

Luzern, den 10. Dezember 1949.

Schuldirektion der Stadt Luzern.

SEKUNDARSCHULE ARBON

Infolge Rücktritt des bisherigen Inhabers ist auf Beginn des Schuljahres 1950/51 (evtl. Herbst) eine

LEHRSTELLE

sprachlich-historischer Richtung

zu besetzen. 336

Evang. Bewerber müssen Inhaber des Thurg. Sekundarlehrerpatentes und befähigt sein zur Uebernahme von Gesangsunterricht.
Anmeldung unter Begleit der Ausweise über Studiengang und bisherige Tätigkeit bis 31. Dezember 1949 an das Präsidium (Pfr. Rohrer, Tel. (071) 4 62 08), welches für Auskünfte gerne zur Verfügung steht.

Sekundarschulvorsteherschaft.

Ferienziele für Winterferien und Sporttage

BERN

GRINDELWALD Hotel Wetterhorn am Ob. Gletscher

Heizbare Matratzenlager. Arrangements auch an Selbstverpfleger **Fam. Rubi Wyss**

Grindelwald *Hotel Central Wolter*

Restaurant / Tea-Room / Confiserie

Spezialpreise für Schulreisen

Telephon 3 21 08 Höfl. empfiehlt sich **E. Crastan**

GLARUS

Berggasthaus «Ohrenplatte»

Braunwald Telephon 058/7 21 39

Bestens eingerichtet für **Ski-Lager.** Preise ab Fr. 5.50. Geheizte Matratzenlager, 45 Plätze, auch Betten zur Verfügung. Verlangen Sie Prospekt und Offerte.

Postadresse: Diesbach (Gl.) **Hs. Zweifel-Rüedi**

GRAUBÜNDEN

DAVOS-PLATZ Hotel Alte Post

Einfach, gut, daheim bei **K. Baschenis.**

Wer angenehme Ferien

zur Erholung und Sport im herrlichen Oberengadin verbringen will, der wähle das altbekannte, feinbürgerliche

Golfhotel «Des Alpes» in Samaden

ST. MORITZ Hotel Bernina

Ausspannung und Erholung in Schnee und Sonne. Erstklassige Küche, sorgf. Bedienung. Pauschalpreis von Fr. 115.— bis 130.—. Es empfiehlt sich: **Fam. J. Baseglia,** Tel. (082) 3 40 22.

ST. GALLEN

Flums

Grossberg (1400 m)

Kurhaus „Cafrida“

Telephon (085) 8 31 93

Das kleine, gutgeführte, schönstgelegene Haus im Skiparadies der Flumserberge. Gepflegte Küche. Pensionspreis Fr. 9.50 bis 10. Für Schulen Spezial-Arrangements.

A. Brumann, Küchenchef

FLUMS BERG **Kurhaus „Sässliwiese“**

Postkurs Flums–Kleinberg. Eigene Seilbahn bis zum Haus. Sehr schöne Skitouren. Vorzügliche Mahlzeiten. Pauschalpreis (alles inbegriffen) pro Tag für Einzelpersonen. Fr. 10.—, für Klubs und Vereine Fr. 8.—, für Schulen (Primar- und Sekundarschüler) Fr. 6.—. Besitzer Familie A. Wildhaber, Flums, Telephon 8 31 95

Flums Tannenbodenalp

Pension Sonnenboden

empfiehlt sich für schöne Skiferien auch für Schulen (Massenlager) Prima Verpflegung. Besitzer Rob. Bleisch, Telephon 8 32 97

Bücher und Schriften

sind dankbare Festgeschenke

★★★

Festgeschenke

von nachstehenden guten Zürcher Spezialgeschäften

bereiten Freude

Freude bereiten

Blumen auf Weihnachten

von **Blumen - Pfister, Zürich**

Bahnhofstrasse 73 Eingang Uraniastrasse

Telephon 23 61 37

Schlafzimmer Kombizimmer
Polstermöbel Kleinmöbel

Zahlungserleichterung, kl. Anzahlung

BAUMER Talstr. 83, Zürich, Epahaus

J. Spörri • Zürich 1

SEIDEN – WOLLSTOFFE – CRAVATES UND FOULARDS

Rämistrasse 8 (Eingang Stadelhoferstrasse) Tel. 32 42 56

Lehrer erhalten den üblichen Rabatt

JACOB BACHMANN

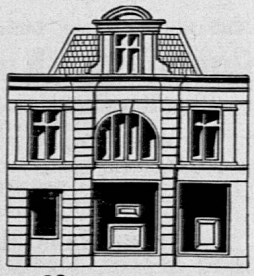
vormals ALFR. HEINRICH, SOHN

PORZELLAN-MALEREI u.-HANDLUNG

Selnaustr. 50 ZÜRICH 1 Tel. 23 33 86

Das Spezialhaus am Pfauen für Pianos, Flügel, Kleinklaviere, Radios, Schallplatten u. Musikalien

Spezialabteilung für Streichinstrumente u. Reparaturen



MÖRGELI

Vergolden u. Einrahmen

ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL 23 91 07

MASCHE

MONATSZEITSCHRIFT FÜR MODISCHE HANDARBEITEN

Die Zeitschrift für Ihre Gemahlin!

Limmatquai 32 Zürich 1 Tel. 32 61 89

Gummi-, Signier-, Stahl-
Brenn-, Prägestempel
Gravuren, Schilder

DAS JUGENDBUCH

MITTEILUNGEN ÜBER JUGEND- UND VOLKSSCHRIFTEN

Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins • Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

DEZEMBER 1949 15. JAHRGANG NR. 6

Dr Dokter us dr Sunnegass

Josef Reinhart: *Dr Dokter us dr Sunnegass,* Gschichte und Bilder us sym Läbe. Zweiter Teil. Verlag Sauerländer, Aarau. 318 Seiten. Leinen. Fr. 12.—.

Im 7. Band von Reinharts «Gesammelten Werken» erscheinen 26 neue Geschichten um den Arzt Chlänzi, den «Dokter us dr Sunnegass» — ein Original als Arzt und Mensch, das sich durch seine Lebensweisheit und sein Wirken die Herzen der Leser schon vor vielen Jahren erobert hat. Jede der 26 Geschichten eröffnet eine neue Seite dieses innerlich so reichen und lebendigen Menschen. Er versieht in seiner Gemeinde nicht nur das Amt des besorgten Arztes und Helfers, sondern treibt darüber hinaus mittelbar Seelsorge und eine kulturelle Menschenpflege. Er nimmt den Patienten als Ganzes und bezieht in seine Heilungsmethode nicht nur den Patienten, sondern auch dessen Milieu, ja seine totale Existenz mit ein. So wird Chlänzi zu einer Art Wunderdoktor. Er ist nicht Magier; aber sein Wissen und seine Erfahrung um die intime Korrespondenz zwischen Seele und Leib erleichtert ihm den Zugang zu den wahren Uebeln, die meist anderswo verankert sind, als der Kranke meint. Chlänzi wächst durch seine wirkliche Berufung über das Aerztliche seines Berufes hinaus. Er wird zur Persönlichkeit, und das heisst zum wirklichen Menschen.

Josef Reinhart, der unvergleichliche Darsteller des reinen Muttertums, hat in der Figur des Doktor Chlänzi eine wesentliche Mannesgestalt geschaffen. Chlänsi ist ein Typus. Er hat die Naivität des natürlich gewachsenen und gereiften Menschen. Er hat aber auch dessen Weisheit und unverbogenen Charakter. So steht er im Leben und im Alltag. Kein Wunder, dass die Umwelt sein Gepräge und seine Züge annimmt. Er wirkt erzieherisch, ohne Wort und Vortrag, einzig beispielsmässig. Und so tritt die Gestalt des Doktor Chlänzi aus den Geschichten, die sein Dichter um ihn gewoben hat, heraus und ergreift Besitz von den Menschen, die ihm lesend begegnen. «Müsterli» nennt Josef Reinhart im Vorspruch einen Teil der Geschichten und will damit wohl das Anekdotische bezeichnen. Setzen wir aber dafür das wirkliche Wort und fügen wir bei, dass die «Müsterli» *Muster sind,* Lebensbeispiele jeder Gattung, so greifen wir an den tiefen Sinn des schönen Buches. Dieses ist in Reinharts reicher Mundart geschrieben, die durch die poetische Pflege des Dichters höchste Bildkraft bekommt, und die man wie Schriftdeutsch liest und vorliest. *Otto Basler.*

Neue SJW-Hefte

Nr. 335. **Der Zirkus kommt.** Von *W. Kuhn.* Reihe: Zeichnen und Malen. Alter: von 6 Jahren an. Ein reizendes Malbüchlein mit knappen Texten, voller Zirkuszauber. Für Erst- und Zweitklässler.

Nr. 352. **Fräulein, bitte San Francisco . . .** Von *W. Angst.* Reihe: Technik und Verkehr. Alter: von 14 Jahren an. Jürg telephoniert von einer Schweizer Klubhütte aus seinem Onkel an der Küste des Stillen Ozeans und erfährt nachher, durch welche Wunderapparate seine Stimme über Land und Meer hinwegblitzte. Er hört dabei viel Spannendes über die Geheimnisse des Telephons.

Folgende viel verlangte Nachdrucke sind nun wieder erhältlich:

Nr. 120. **Der rollende Franken.** Von *F. Aebli* und *J. Müller.* Reihe: Zeichnen und Malen. Alter: von 6 Jahren an. Was so ein Franken auf seinem Weg von Hand zu Hand nicht alles zustande bringt! Er rollt und bringt die Ware ins Rollen. Das bringt auch die Phantasie der Kleinen in Bewegung, die malend dem Franken nachgehen auf seinem Weg, bis er in der Sparkasse landet. Und auch dort hätte er ja keine Ruhe; die Geschichte könnte weitergehen bis ins Unendliche.

Nr. 176. **Komm, Busi, komm!** Von *E. Muschg.* Reihe: Für die Kleinen. Alter: von 6 Jahren an. Ein schwarzes Kätzlein mit all seinen Tugenden und Untugenden steht im Mittelpunkt dieser Erzählung. Alle Leute im grossen Wohnblock, ob Kind oder Erwachsene, lernen es kennen. Sie lieben oder beschimpfen es, je nach der Erfahrung, die sie mit dem drolligen Tierchen machen. Zum Schluss aber rettet es das Haus vor einer Feuersbrunst und wird dadurch zum allgemeinen Liebling.

Die Hefte können bezogen werden durch die Schulvertriebsstellen, in Buchhandlungen, an Kiosken oder bei der Geschäftsstelle des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes, Seefeldstr. 8, Zürich 22. (Preis 50 Rappen.)

Umschau

Zum ersten Mal seit dem Kriege ist der bekannte Kölner Jugendbücher-Verlag *Hermann Schaffstein* wieder in der Lage, einen Ueberblick über seine Verlagstätigkeit in Form von ausführlichen Prospekten zu gewähren. (Blaue und Grüne Bändchen als Schullesestoffe für Volks-, Mittel- und Höhere Schulen, Kinder-Jugendbücher.) Die meisten der Blauen und Grünen Bändchen tragen neben dem Titel ein Zeichen, das dem betreffenden Heft die Genehmigung für den Schulgebrauch durch die Education Branch der britischen Militärregierung zusichert. *

Besprechung von Jugend- und Volksschriften

Vom 7. Jahre an

Anna Hunger, Maria Simmen und Dino Larese: *Das kleine Müetti und andere Geschichten.* Fibelverlag des SLV und des SLIV. 44 Seiten. Kart. Fr. 3.80.

Das farbig feine Titelbild und die reizvoll bewegten Federzeichnungen Fritz Deringers gestalten das Büchlein schon rein äusserlich lebendig. Es enthält drei in kleine Abschnitte aufgelöste einfache Kindergeschichten, die zwei ersten dem Kinde des zweiten Schuljahres wohl angepasst; in die dritte springt oft leicht verwirrend des Dichters Phantasie («zwischen den Büschen sitzt die Nacht»). Die Ausstattung, Papier und klare Druckschrift sind sehr zu loben. *R. F.*

Helene Kopp: *Ohne Fleiss kein Preis.* Stern-Reihe. Evang. Verlag AG., Zollikon. 78 Seiten. Geb. Fr. 2.20.

Eine kleine Toggenburger Familie hat den Vater durch einen Unglücksfall verloren. Die Mutter sorgt tapfer für ihre 2 Kinder. Durch ein Missgeschick im Stall fürchtet sie, den fälligen Zins nicht zahlen zu können. Maxli und Ueli helfen nach Kräften mit, das fehlende Geld zusammenzubringen. Helene Kopp schildert mit Wärme das einfache Leben dieser Toggenburger Kinder. *Wd.*

Schweizer Kinderkalender 1950. Schweizer Druck- und Verlagshaus AG., Zürich. Fr. 3.50.

Aus eigener Beobachtung an Kindern weiss ich, wie sie sich freuen über «ihren» Kalender, der jede Woche wieder etwas Neues zum Anschauen oder Arbeiten gibt. Ich finde ihn auch sehr geeignet zum Schenken an mehrere Geschwister, wo jedes von Zeit zu Zeit etwas Besonderes entdeckt. *R.*

Zwei Seiten aus dem Schülerkalender 1950

PATENT

Nr

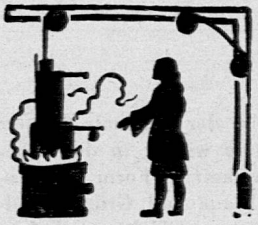
52

Patent

1624 schuf England das erste Patentgesetz zum Schutze der Erfinder. Alle erteilten Patente wurden, meist mit Zeichnungen, gedruckt und veröffentlicht. Es vergingen noch Jahrzehnte, bis die Notwendigkeit eines solchen Gesetzes in den übrigen Ländern Europas erkannt wurde. So bekam Frankreich erst 1791, Oesterreich 1810, die Schweiz 1888 ein Patentgesetz. Bis dahin konnte jede Erfindung nachgeahmt und verwertet werden, ohne dass der Erfinder Nutzen davon hatte.

Briefmarke

1653 richtete Velayer die erste Stadtpost in Paris ein und erfand als Bestellgebühr die Briefmarke (billet de port payé). 1837 schlug der englische Buchhändler Chalmers vor, die Briefmarken zu gummieren, und 1848 erfand Archer das Perforieren der Marken. Archer gewann damit 30 000 Fr. bei einem Preisausschreiben für das leichte Abtrennen der Briefmarken. Seit 1874 regelt der in Bern gegründete Weltpostverein den internationalen Postverkehr.



Dampfmaschine

1698 benutzte der Franzose Denis Papin in Kassel die Spannkraft des Dampfes, um den Kolben in einem Zylinder auf und ab zu bewegen. Doch diese erste Dampfmaschine, in einem Boot eingebaut, wurde durch Eisgang auf der Fulda vernichtet. Der Engländer Newcomen schuf 1711 eine Dampfmaschine zum Wasserschöpfen. Die von James Watt 1769 erstellten Dampfmaschinen fanden dann, stets weiterentwickelt, rascheste Verbreitung. Das Zeitalter der Maschine begann.

Glasbläserei, ein altes Kunsthandwerk

Uralt ist das Handwerk der Glasbläser. Die Aegypter, Phöniker, Griechen und Römer waren Meister dieser Kunst. Unter den Wirren der Völkerwanderung ging die Glasbläserei stark zurück; sie blühte aber im 5. Jahrh., besonders im fränkischen Reich unter den Merowingern, wieder auf. Unser Holzschnitt zeigt mittelalterliche Glasbläser. Einer holt mit der Glasmacherpfeife einen zähflüssigen Klumpen geschmolzenen Glases aus dem im Ofen stehenden Hafen. Zwei andere geben dem Glas durch Aufblasen und Drehen die gewünschte Form. Berühmt waren die böhmischen und venezianischen (Murano) Gläser aus dem 16. und 17. Jahrh. Noch heute sind dies gesuchte Kostbarkeiten. In klösterlichen Glashütten wurde im Mittelalter auch farbiges Glas für die Fenster von Kirchen und weltlichen Prachtbauten gefertigt. Im 17. Jahrh. begann dann bereits die fabrikmässige Herstellung von Glas.

Besprechung von Jugend- und Volksschriften

(Fortsetzung)

Winifred E. Barnard: *Kembo.* Basler Missionsbuchhandlung, Basel. Wanderer Verlag, Zürich. 60 Seiten. Kart. Fr. 3.—.

Das entzückende kleine Bändchen mahnte mich sofort an die in England gesehenen Kinderbändchen vom Kaninchen; des Mäusegeschichten und wie sie alle heissen. Und richtig, es handelt sich um eine aus dem Englischen übersetzte Skizze oder Kindererzählung, die mit wenigen einfachen Sätzen und einem entsprechenden Bild eine Verbindung schaffen will zwischen dem europäischen Kind und seinen Altersgenossen von anderer Farbe in der Missionsstation in Afrika. Die einfache Darstellung der alltäglichen Erlebnisse wird unsere Leutchen vom ersten Lesealter sicher freuen. *R.*

Vom 10. Jahre an

Dino Larese: *Der geworfene Stein.* Verlag H. R. Sauerländer, Aarau. 117 Seiten. Geb. Fr. 6.70.

Immer wieder mangelt es an reicher Auswahl an Erzählungen für das erste Lesealter. Dino Larese hat sich mit seinem Buch ausgezeichnet der Aufnahmefähigkeit und dem Erlebnisbereich der Kinder dieser Stufe angepasst. Er erzählt in einer Sprache, die dem Kind leicht zugänglich ist, und zudem handelt es sich um ein Thema, das aus dem unmittelbaren Kontakt mit der Jugend hervorgeht. Ein Buckliger wird von Buben gequält. Eine mutige Tat des gebrechlichen Hausierers bringt die Knaben zur Umkehr. Sie setzen sich für ihn ein, und zusammen mit Erwachsenen verhelfen sie ihm zu einer gesicherten Existenz. Die Erzählung birgt einen feinen erzieherischen Stoff, der in erzählerisch bewegter und leichter Form gestaltet ist. Er mag dazu angetan sein, im jungen Leser den Keim zu Achtung und Ehrfurcht zu wecken. — W. E. Bär hat dem Buch sehr ansprechende Zeichnungen beigesteuert. Von 8 Jahren an. *Wi. K.*

Laurence Riley: *Benjamin Rabbit.* Verlag Sauerländer, Aarau. 191 Seiten. Leinen. Fr. 8.60.

Die Hauptpersonen dieses liebreizenden Tiergeschichtenbuchs sind Benjamin Rabbit, das Wildkaninchen, Hickory der Siebenschläfer und Nikolaus Eichhörnchen. Das Freundschaftstrio besteht allerlei kleine Abenteuer, die spannend und künstlerisch erzählt und von Margrit Bösch-Frutiger auch stimmungsvoll aus dem Englischen übersetzt sind und etwas vom geheimnisvollen Duft des unberührten Waldes in sich haben. Trotz der Vermenschlichung der Tiere (das Eichhorn ist sehr vergesslich, und der Siebenschläfer ist ein unverbesserlicher Faulpelz, trotz seinen Bestrebungen sich zu überwinden), wirken die einzelnen Erzählungen natürlich. Sie verschaffen zwar keine naturkundliche Belehrung, vermögen aber doch, dank ihres poetischen Wertes, die Liebe zur Natur zu wecken. Die Abenteuer sind dem kindlichen Verständnis angepasst. Sehr zu empfehlen! *W. V.*

Traugott J. Felix: *Toni der Stibitz.* Orell Füssli-Verlag, Zürich. 172 Seiten. Geb. Fr. 8.50.

Felix Traugott hat in diesem Bubenbuch ein heikles Thema mit bemerkenswerter Einfühlung und feinem Verständnis behandelt: Wie ein Knabe durch Fehlschläge in seiner Umgebung und in seiner Erziehung zum verstockten Dieb wird, bis er endlich einen Erzieher findet, unter dessen behutsamer Lenkung sein besseres Selbst obenauf kommt. Die Geschichte wird geschickt entwickelt und motiviert. Der Verfasser weiss, dass man diesen Jungen «nicht in die Finger, sondern ins Herz nehmen müsste», wie er die Gärtnersfrau sagen lässt. Leicht

---

Auf der nebenstehenden Spalte sind zwei Seiten aus dem Pestalozzi-Schülerkalender 1950 wiedergegeben. Das 1907 von Bruno Armin Kaiser begründete Werk ging nach dessen Tode, mit einer grosszügigen Schenkung verbunden, an die Pro Juventute über und bedarf eigentlich keiner weiteren Empfehlung (Redaktion: Frl. A. Autor). — Ausgaben für Schüler und Schülerinnen, 468 Seiten, Preis Fr. 3.80. Auflage mehr als 110 000.

führen solche Geschichten von unverstandenen Knaben zur Schwarzweiss-Malerei, und auch der Erzähler ist dieser Gefahr nicht ganz entronnen. Soviel er den Erwachsenen auch gerecht werden will, für den jungen Leser werden sie hart erscheinen und er wird sich gegen sie auflehnen. Soll er es nach des Verfassers Wunsch? Die Geschichte birgt eine starke Häufung von Rückfällen und ermangelt des jugendlichen Frohmutes, der doch auch durch alles Düstere scheint. Die Besserung des Jungen liegt dem Erzähler so sehr am Herzen, dass seine «Heilmethode» doch gar zu sichtbar und lehrhaft durch die Konflikte scheint. Die drückende Geschichte, die eigentlich eine Anklage gegen die Trägheit des menschlichen Herzens ist, überzeugt weniger durch die erzählerische Qualität als durch die warme Anteilnahme eines besorgten Jugendfreundes. Sie wird von erwachsenen Lesern in dieser Absicht besser verstanden werden können. Die jungen Leser aber werden diesen Toni wohl in ihr Herz schliessen, und so mag die Geschichte gut auf sie wirken. — Gute Illustrationen von W. E. Bär. — Von 11 Jahren an. *Wi. K.*

Vom 13. Jahre an

Hedwig Böhm: *Hester und ihre Gespielen.* Thomas-Verlag, Kempen-Niederrhein. 100 Seiten. Leinen. DM 3.50.

Diese Jugenderzählung gehört zum Schönsten und Feinsten, was in den letzten Jahren über Kinder geschrieben worden ist. Ein Hauch von Poesie liegt über der Schilderung einer Kinderwelt; est ist eine verklärte Wirklichkeit, die an die Bilder Richters anklingt.

Ob unsere Jugend diesen Zauber einer Jugendzeit in einer wohlbehüteten Familie und einer idyllischen Kleinstadt vor dem 1. Weltkrieg noch spürt und in sich aufnimmt? Oder ist diese feine Erzählung nur für uns Aeltere, die wir solche Jugenderinnerungen noch in uns tragen? Die Geschichten, von Eva v. Rossen mit köstlichen Zeichnungen ausgeschmückt, setzen Leser mit Herz und Gemüt voraus. Erwachsene, die sich diese Gaben bewahrt haben, und Jugendliche von 13 Jahren an, werden sich an dieser Darstellung einer sonnigen Kindheit erfreuen. *Rk.*

Elisabeth Gaudge: *Henriettas Haus.* Steinberg-Verlag, Zürich. 219 Seiten. Leinen. Fr. 10.80.

Die Verfasserin berühmter und verfilmter Romane, wie «Der grüne Delphin», «Inselzauber» usw. hat ein entzückendes Jugendbuch geschaffen, eines von jenen vielleicht, wie sie uns nur alle paar Jahre ein Mal begegnen, aber dafür ein gutes Dutzend anderer ersetzen. Zwei zehnjährige Kinder unternehmen mit ihren Angehörigen, den Honoratioren eines schottischen Städtchens, eine Geburtstagsfahrt auf das Land, die aber auf seltsame Art ins Märchenland führt. Das Mädchen Henrietta entdeckt im Walde das Haus ihrer Träume und bewirtet darin die ganze Gesellschaft. — Der phantasiereiche Kinderroman ist voll glücklicher Unbeschwertheit, ohne oberflächlich zu sein. Realistik und Märchenwelt sind einzig schön ineinander verwoben, und wir zählen das durchaus einmalige, originelle Buch zu den seltenen Kinderbüchern, die nicht andauernd moralisch belehren wollen. «Henriettas Haus» steht an der Schwelle, wo kindliche Naivität und Bewusstsein ineinander übergehen, wo Phantastik und Realität sich Gleichgewicht halten und im Kinde Reizwirkungen zustandebringen, die für das ganze Leben fruchtbar sind. Die Uebersetzung lässt einige Wünsche offen. *O. B. / W. V.*

Weihnachtserzählungen aus nah und fern. Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel. 78 Seiten. Kart. Fr. 1.50.

Trotzdem an Sammlungen kein Mangel herrscht, wird der Lehrer diese kleine Auswahl begrüssen, wenn es gilt, den Kindern vor Weihnachten eine Freude zu bereiten. Ida Frohnmeyer hat die vier Erzählungen zusammengestellt. Sie wurden verfasst von Helene von Lerber, Frieda Jaeger, M. Labberton (Holland) und einem Finnen. Den tiefsten Eindruck werden die beiden fremden Erzählungen zurücklassen, besonders die finnische, die uns in ein Milieu führt, in dem die bitterste Armut, aber trotzdem auch ein stilles Heldentum herrschen. Hin und wieder stören uns freilich Modewörter wie: «Jetzt hatte er die Hälfte des Weges geschafft.» — «Nein, nein, wir schaffen es . . .» — «Nun will ich mal nachsehen.» Wer zu dem schlichten Bändchen greift, darf sich ruhig vor die Klasse stellen, um seinen Schülern gehaltvolle Kost zu bieten. *A. F.*

Lisa Tetzner: *Der neue Bund.* Verlag Sauerländer, Aarau. 220 Seiten. Halbleinen. Fr. 8.50.

Mit diesem Band schliesst die Autorin ihre umfangreiche «Odyssee einer Jugend» endgültig ab. Man kann nicht behaupten, dass dieser Schlussband der beste der langen Reihe sei. Wer aber die liebenswerten jungen Menschen auf ihrer abenteuerlichen Fahrt durch die Welt und die Schrecken der Zeit lesend begleitet hat, wird mit Interesse zu diesem Buche greifen, das die Ueberlebenden, die tapfern Kinder von ehemals, zu einem Herzens- und Gesinnungsbund zusammenführt. Das neue Buch hat aber nicht die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der früheren. Wenn auch wieder, wie vorher, aufregende Ereignisse einmontiert sind und die Verfasserin, die sich in ihrer Materie auskennt, mit gewohnter Gewandtheit alle Register ihres erzählerischen Könnens zieht, so vermag sie doch nicht, diese letzte Geschichte vor Langatmigkeit zu bewahren und erliegt der Versuchung, da sie sich über ihr Thema bereits ausgeschrieben hatte, den Stoff künstlich in die Länge zu ziehen. Die ethischen Brücken zwischen den Wirklichkeitsschilderungen haben keine glaubhafte Tragkraft. Obwohl auch dieses Buch manch Schönes und manche prachtvoll erzählte Partie enthält, wirkt es als Ganzes verkrampft und gegenüber den vorangegangenen blass. *O. B.*

Gerti Egg: *Diebsgesindel.* Evang. Verlag, Zollikon. 80 Seiten. Halbleinen. Fr. 2.20.

Der Arzt eines Bergtales und sein Sohn verfolgen ein diebisches Mädchen, lernen aber dabei, dass ihre erste Pflicht zu helfen ist und nicht zu strafen. Ohne viele Worte, aber zart und dichterisch sind die Beziehungen der Menschen miteinander, zu den Tieren und der sie umgebenden Landschaft gezeichnet; besonders schön berührt das Verhältnis zwischen Vater und Sohn. *W. V.*

D. Gombrich und N. O. Scarpi: *Till Eulenspiegels lustige Streiche.* Morgarten-Verlag, Zürich. 92 Seiten. Halbleinen. Fr. 9.—.

Eine Nacherzählung, die man nur loben kann. Schon beim Betrachten der lustigen Farbenphotographien kommt man sich vor wie ein verzauberter Zuschauer in einem Marionettentheater. Wenn man sich dann ans Lesen macht, wird man erst recht in die heiterste Stimmung versetzt. Kein Wunder, denn das ist alles so knapp und klar und leicht verständlich erzählt, dass man sich willig von diesem Ton gefangen nehmen lässt. Was tut es, wenn das eine Mal von einem Batzen, das andere Mal von einem Pfennig gesprochen wird! Die Streiche selbst, die dieser Schalk und Narr immer wieder ausheckt, können ihm unsere Sympathie nicht entziehen. Freilich, die Art, wie er Geflügel kauft, oder wie er Kranke kuriert, oder wie er zwölf blinden Bettlern Almosen gibt, möchten wir nicht zur Nachahmung empfehlen. Aber es ist eben so, wie der Flickschuster zu seinem Lehrbuben sagt: «Und es soll dich ein für allemal lehren, dass man Narren fröhlich ertragen, nicht aber versuchen soll, mit ihnen zu wetteifern.» So kann man diesem guten alten Volksbuche im neuen Gewande nur von Herzen recht viele jugendliche und erwachsene Leser wünschen. *F. W.*

Musäus: *Rübezahl und andere Märchen.* Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich. 283 Seiten. Fr. 9.50.

Dieser stattliche und köstlich illustrierte Band enthält neben den unverwüstlichen Rübezahlgeschichten die Märchen «Stumme Liebe», «Ulrich mit dem Buckel», «Rolands Knappen» und «Die Geschichten der drei Schwestern». Der Vergleich mit der zweibändigen Ausgabe der «Volksmärchen der Deutschen» von J. K. A. Musäus in der Sammlung «Die Märchen der Weltliteratur», Verlag Eugen Diedrichs, Jena, 1919, ergibt, dass der Betreuer vorliegender Auswahl und Neubearbeitung, Fritz Stephan, teilweise die Titel und überall den Text soweit geändert hat, dass dem heutigen Sprachgebrauch fremd klingende, auch verschnörkelte und zopfige Ausdrücke durch verständlichere ersetzt worden sind, doch ohne den eigentümlichen Zauber, den sprachlichen und stofflichen Reiz, die Anmut, welche diese novellistischen Märchen auch auf uns heutige

Menschen ausströmen, wegzuwischen. Die jungen und alten Märchenfreunde begrüssen diese Neuausgabe herzlich. *E. W.*

Magna Toft (Uebers.: Ursula von Wiese): *Benna reist nach Indien.* Albert Müller-Verlag AG., Rüschlikon. 162 Seiten. Leinen. Fr. 9.80.

Das Buch, das von der Heimkehr eines von seiner Grossmutter in Dänemark erzogenen 16jährigen Mädchens zu seinem Vater nach einer Plantage in Malaia und seinen vielfältigen Erlebnissen berichtet, ist spannend erzählt. Benna, ein Trotzkopf, wie er im Buche steht, reift überraschend schnell zu einem vernünftigen Wesen heran, ein von ihr gar nicht geschätzter Reisebegleiter entpuppt sich am Schluss als der Einzige, mit dem sie leben kann! Allerlei Abenteuer, die immer gut enden, zeigen Benna als mehr oder weniger tapfere Heldin. Das Buch ist ziemlich leicht, etwas schwarz-weiss geschrieben, Unterhaltungslektüre mit immerhin bildendem Einschlag. *R.*

Estrid Ott: *Inges grosse Ferienfahrt.* Verlag Albert Müller, Rüschlikon. 171 Seiten. Geb. Fr. 10.—.

Das Buch ist die Fortsetzung von «Inges Flucht nach Island». Inge und ihre Freundinnen reisen auf Vaters Frachtdampfer nach Nordnorwegen und Finnmarken. Nordische Menschen, nordische Landschaften werden uns lieb und vertraut. Wir hören von zerstörten Städten und Dörfern und von tapfern Männern und Frauen, die am Aufbau ihrer Heimat arbeiten. Dazwischen gibt es immer wieder vergnügliche Abenteuer. Ein frischer Zug geht durchs ganze Buch. Es ist unterhaltend und belehrend zugleich. *Wd.*

Svend Fleuron: *Niemandes Freund.* Geschichte einer Wildkatze. Albert Müller-Verlag, Rüschlikon. 186 Seiten. Geb. Fr. 11.50.

Nach der langen Folge der Saltenschen Tierbücher wirkt dieses Buch von Fleuron wie eine Erneuerung. Nach zehnjährigem Schweigen tritt der dänische Dichter mit ungebrochener künstlerischer Kraft hervor. Nichts von redenden und vermenschlichten Tieren! Man glaubt, den Ruch der Erde und des Holzes unter der Sohle dieser Wildkatze zu spüren. Es ist das unerbittliche Walten der Natur, das Fleuron mit seltener Beobachtungs- und Darstellungsschärfe gestaltet. Die Tiere werden erfasst aus ihrem Wesen und ihrer Umgebung heraus. Die Menschen spielen nur am Rande herein und sind eher ironisch gesehen. Diese Katze wächst wirklich zum Helden heran und ist von der Tragik ihres Unterganges umwittert. Dies alles gelingt Fleuron ohne Pose und Pathos, was zum schönen Teil auch der überzeugenden Uebersetzung von Thyra Dohrenburg zu verdanken ist. — Des Gehaltes und Stiles wegen kommt das Buch nur für reifere Leser von 14 Jahren an in Frage. Die vielen waidmännischen und norddeutschen Ausdrücke hätten für eine Schweizer Ausgabe, besonders für den jugendlichen Leser, eine Wörtererklärung wünschenswert gemacht. *Wi. K.*

Ditha Holesch: *Tschief.* Eines Gemsbocks Lebenslauf. Verlag Albert Müller, Rüschlikon. 167 Seiten. Geb. Fr. 14.—.

Ein mutterloses Gemsböcklein gerät in die Gefangenschaft und wird von einem Hirtenbuben gepflegt. Der Freiheit zurückgegeben, entwickelt es sich zu einem stattlichen Wildtier. Der aufgeschlossene, ehrliche Ziegenhirt löst sich aus den Bestrickungen eines allfälligen Wildererlebens und bindet sich an den innerlich gefestigten Wildhüter und Jäger, der ihm den Weg weist zu seiner Berufung: Beschützer und Betreuer der freilebenden Tiere zu werden. Das aufbauende Werk durchzieht eine echte und erfrischende Natürlichkeit. Aeusseres und inneres Erleben wird mit schlichten Worten gezeichnet. Die gesund machenden Naturkräfte in Mensch und Tier überzeugen. Ermüdend wirken auf die Dauer aber die unzähligen kleinen, wohl fein auf die jeweilige Jahreszeit abgestimmten Schilderungen, die, schematisch aneinandergereiht, das ganze Werk füllen. *W.*

Rudolf Eger: *David Livingstone.* Sternreihe, Bd. 35, Evang. Verlag, Zollikon. 80 Seiten. Halbleinen. Fr. 2.20.

In schlichter, leichtfasslicher Art erzählt der Verfasser nach den persönlichen Aufzeichnungen des grossen Engländers und einiger Zeitgenossen von den gefährlichen Forscherfahrten Livingstones quer durch Afrika, von seinem unermüdlichen Arbeitswillen und seiner steten menschlichen Hilfsbereitschaft. Viele völkerkundliche und naturwissenschaftliche Einzelbeobachtungen werden dem jugendlichen Leser eine besondere Würze in dem schon an und für sich spannenden Stoffe sein. *E. W.*

Marguerite Brenner-Eglinger: *Rätselbüchlein.* Verlag Heinrich Majer, Basel. 77 Seiten. Geheftet.

Von den vorliegenden Rätseln ist ein Teil im Laufe vieler Jahre in der schweiz. Zeitschrift «Die Garbe» erschienen. Die übrigen sind bisher nicht veröffentlicht worden. Diese vorwörtliche Bemerkung deutet darauf hin, dass diese Rätsel Erwachsenen gestellt werden, und in der Tat sind sie in ihrer oft allzukniffligen Formulierung wenig unterhaltend und daher kaum zur geselligen Belustigung geeignet, eher zur stillen Geistesgymnastik des Einzelnen. *R. F.*

Walter Sperling: *Amüsanter Zeitvertreib.* A. Müller-Verlag. Rüschlikon. 182 Seiten. Leinen. Fr. 12.—.

Geweckte, angriffige Leute werden immer Freude an solchen Denksportaufgaben haben. Doch kann dieser «Sport» auch zur Manie werden und ausarten, wenn die Probleme keinen Sinn haben. Das vorliegende Bändchen bewegt sich gelegentlich hart an dieser Grenze. Es ist unglaublich, was auf über 100 Seiten an Einfällen zusammengetragen ist. Solche Aufgaben können nicht beliebig vermehrt werden, sonst werden sie zu kompliziert, die Lösung ist ein reiner Zufall, oder das Suchen nimmt so viel Zeit in Anspruch, dass der Rahmen des Zeitvertreibs überschritten wird. Das ist bei verschiedenen Aufgaben der Fall (29, 65, 22 . . .). Gelegentlich ist die Lösung nicht richtig angegeben (z. B. 4, 7). Das sind Fehler, die vermieden werden sollten. Doch überwiegen die Vorteile die angedeuteten Mängel, und das Büchlein kann unternehmungslustigen, mathematisch begabten Leuten empfohlen werden. *Ha.*

Vom 16. Jahre an

Ernst Nägeli: *Heimwehkinder.* Verlag Walter Loepthien, Meiringen. 172 Seiten. Leinen. Fr. 5.80.

Die sechs Kurzgeschichten führen den Leser in die kleine Welt des Bergdorfs, in die zeitlosen Probleme der Kleinbauern. Das sind die Heimwehkinder, die mit allen Fasern an ihrer Scholle hängen, ja in Gefahr stehen, darob das Wichtigere, das Menschsein, zu vernachlässigen. Mit Liebe und feinem Verständnis zeichnet der Verfasser die Gestalten, Frauen und Männer, die im Lebenskampf reifen und stärker werden, den wahren Sinn des Daseins erkennen und damit das tiefere Heimweh nach einer höheren Welt erleben. — Das ganze Büchlein atmet einen gesunden Wirklichkeitssinn. Es hält mehr, als es verspricht. — Für die reifere Jugend. *Ha.*

Salamander-Bücher: Verlag H. R. Sauerländer, Aarau. 60 bis 110 Seiten. Kart. Fr. 1.50.

Nochmals sei auf die neue Reihe der Salamander-Bücher hingewiesen, deren Aufmachung, Preis und vor allem deren Inhalt einen wertvollen Beitrag bedeutet für die Verbreitung spannender Literatur. Die bereits angekündigte Serie, die von Kurt Held, dem bekannten Jugendschriftsteller, betreut wird, findet ihre Fortsetzung mit:

«Das Gespenst von Canterville», worin Oskar Wilde vom Spuk in einem englischen Schloss erzählt, das von einem Amerikaner gekauft und von seinem Gespenst befreit wird. Von 15 Jahren an.

In einer wundervoll geruhsamen Erzählung, der eine verhaltene Spannung zu Grunde liegt, führt uns Adalbert Stifter in seinem *«Pechbrenner»* in die böhmischen Wälder und in die Pestzeit zurück. Von 15 Jahren an.

Honoré de Balzac fesselt durch die Geschichte eines Raubmordes, die in einer Abendgesellschaft in Anwesenheit des Raubmörders erzählt wird. Sie heisst *«Das rote Wirtshaus»*. Von 16 Jahren an. — Ausgezeichnete Umschlagszeichnungen von W. E. Bär. *Wi. K.*

Redaktion: Dr. Willi Vogt, Redaktion SLZ, Postfach Zürich 35